

» Inhalt

» Z U M T H E M A

- 4** Zeit nehmen und Zeit geben / Günter Altner
9 Erntezeiten im Wandel / Klaus Herrmann
14 Erntedank – ein Fest durch die Epochen / Rolf Brauch
18 Vom Auerochs zur Turbokuh – „Lebenszeit in der Tierzucht“ / Günter Postler
23 Die Zeit für's Essen – Teil unserer Lebenszeit / Ulrich Oltersdorf

» Z U M E R N T E D A N K - G O T T E D I E N S T

- 30** Reicher Kornbauer? / Stephan Wichert-von Holten
37 Zeit zum Leben mit allen Sinnen / Susanne Breit-Keßler
41 Gottesdienstentwurf zum Erntedank 2003 / Werner-Christian Jung
44/45 Lied: In deiner Schöpfung birgt sich dein Gesicht / Kinderlied: Erntedankfest, Gott sei Dank

» W E R K S T A T T

- 46** Lebendige Höfe – auch bei Traditionsabbruch / Cornelia Roeckl
50 Eltern, Kinder und ein Hof / Heinrich Mühlenmeier
53 Zeit mit Tieren teilen / Gerhard Postel

» M E I N U N G E N

- 58** Gemeinsame Erklärung zu den WTO-Agrarverhandlungen
59 Gentechnik-Moratorium verlängern / KDL-Baden

» R U B R I K E N

- 3** Editorial
34/35 Meditation / Bild / Konrad Schmidt / Sibylle Summerer
57 Unser Kommentar
56 Meldungen
63 Impressum

» Autorinnen und Autoren

Prof. em Dr. Dr. Günter Altner, Heidelberg, Theologe und Biologe, bis 1999 Professor für Systematische Theologie/ Sozialethik an der Universität Koblenz

Rolf Brauch, Leiter der Heimvolkshochschule Neckarelz

Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler, ist Oberkirchenrätin im Kirchenkreis München, Publizistin und Rundfunkpredigerin, München

Dr. Klaus Herrmann leitet das Deutsche Landwirtschaftsmuseum Hohenheim und ist Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Agrargeschichte

Heinrich Mühlenmeier, Dipl.-Ing. agr., langjährig in der Ländlichen Erwachsenenbildung tätig, jetzt Organisator im IT-Bereich der von-Bodelschwingh'schen Anstalten, Bielefeld-Bethel

Professor Dr. Ulrich Oltersdorf, Direktor der Bundesforschungsanstalt für Ernährung; Institut für Ernährungsökonomie und -soziologie, Karlsruhe

Gerhard Postel war bis Ende Mai 2003 Umweltpfarrer der Ev. Kirche der Pfalz

Dr. Günter Postler, Glonn, leitet die Arbeitsgemeinschaft für Rinderzucht auf Lebensleistung

Cornelia Roeckl, Geschäftsführerin der Zukunftsstiftung Landwirtschaft in der Gemeinnützigen Treuhandstelle e.V., Bochum

Msgr. Dr. Konrad Schmidt leitet die Katholische Landvolkshochschule Warburg-Hardehausen des Erzbistums Paderborn

Bischof Joachim Vobbe, Bonn, Bischof der Alt-Katholiken in Deutschland

Pfarrer Stephan Wichert-von Holten, Leiter des Kirchlichen Dienstes auf dem Lande der Evang.-luth. Landeskirche Hannovers

Pfarrer Hermann Witter, Landesbeauftragter des Kirchlichen Dienstes auf dem Lande in Baden, Karlsruhe

Liebe Leserin, lieber Leser,

Die Zwei auf unserem Titelbild freuen sich leibhaftig an den reifenden Käseläuben – Erntedank für Klein und Groß, auch unterm Jahr, Ergebnis eines gesegneten Zusammenspiels von Vielen in der Zeit. Und das hat oft geheimnisvolle Anfänge – wie beispielsweise das milliardenfache Bodenleben, bedeutsam für das Wachstum des Futters, das vom Milchvieh verzehrt und als Milch veredelt wird.

Glücklicherweise hat Erntedank in unserer Kultur „seine Zeit“. Gilt das aber auch noch für das Wachsen und Reifen, für die Wissenstradierung um Saat, Ernte und Zubereitung?

Wie der törichte Kornbauer von einst stehen wir beim Ernten in der Gefahr, den eigenen Lebens- und Planungshorizont absolut zu setzen, Gottes Segen weg zu sperren (vgl. Wichert-von Holten) und selbst aus dem kreatürlichen Zeitgefüge zu fallen (Altner; Schmidt). Da sind die Beschleunigung in unserer Esskultur (Oltersdorf), die Hochleistungsfalle in der Tierzucht (Postler) und in der Arten überschreitenden Saatzucht (KDL-Baden). Wer an Erntedank „das Leben und volle Genüge“ in den Blick nimmt, wird im Konfliktfall nicht dem Weltmarkt das letzte Wort überlassen, denn Brot will geteilt werden, auch mit den bäuerlichen Fernen und Nächsten (Rolf Brauch; Gemeinsame Erklärung zu WTO-Agrarverhandlungen).

Erntedank und Kulturland Dank gehören von je her zusammen. Die Kulturlandpflege wandelt sich so ständig wie die Erntetechnik (Herrmann). Sie darf aber niemals aufhören. Verbraucherseite und Politik, Landbesitzer und Eine-Welt-Aktive können in ihrem jeweiligen Verantwortungshorizont zur Lebendigkeit unserer Höfe (Roeckl; Mühlenmeier), und auch all der dort lebenden Tiere beitragen (Postel; Wichert-von Holten).

So feiern wir ökumenisch Erntedank als „Zeit zum Leben mit allen Sinnen“ (Breit-Keßler) und singen, was wir glauben: „In deiner Schöpfung birgt sich dein Gesicht“ (Vobbe) oder einfach „Erntedankfest, Gott sei Dank“ (Fietz).

Ein das Zeitliche segnendes Erntedankfest wünscht Ihnen
Werner-Christian Jung

GÜNTER ALTNER

Zeit nehmen und Zeit geben –

Schöpfungsdynamik und Schöpfungsverantwortung

Das Bewusstsein für die Zeit, die Erkenntnis, dass die Grundstruktur aller Wirklichkeit und, theologisch gesprochen, aller Schöpfung die Zeit ist, verdanken wir der jüdisch-christlichen Tradition. Die Schöpfung wird nach biblischer Auffassung in und mit der Zeit ins Dasein gerufen. Sie ist ein Werdeprozess in der Zeit. Über ihr liegt der Hauch der Vergänglichkeit. Auch der Mensch muss dahin – wie eine Blume, die der Wüstenwind vertrocknet. Unvergänglich ist nur Gott in seinem Schöpferhandeln.

FLUCHT VOR DER STERBLICHKEIT

Das Denken der alten Griechen, deren Einfluss in Kunst und Wissenschaft bis heute ebenso fortlebt wie die biblische Tradition, war auf das zeitlos Schöne und Wahre (d.h. immer Gültige) ausgerichtet. Dort nahmen die Griechen das Göttliche wahr, dort sahen sie auch die unvergängliche Seele des Menschen (im Gegensatz zum vergänglichen Körper) beheimatet. Wer sich ein wenig in die griechische Kultur vertieft, sei es, dass er eine Reise zu den alten Stätten in Griechenland macht, oder sei es, dass er einen Text des berühmten griechischen Philosophen Platon liest, der spürt die Angst, die die griechischen Menschen vor dem Tod

hatten. Der Gedanke der Unsterblichkeit der Seelen, der bis heute auch in manchen Teilen der christlichen Tradition fortlebt, ist ein genialer Versuch, die Angst vor dem Tode durch die Annahme der Unsterblichkeit zu überspielen.

Die Sehnsucht, das Leben auf immer festzuhalten, ewige Jugend zu bewahren, durchdringt alle Kulturen und spielt in der Lebensorientierung der Menschen bis heute eine große Rolle. Was wäre die kultische Verherrlichung der Jugendlichkeit in Konsum, Mode und Lebensstil heute anderes als die Verschleierung jener schmerzlichen Vergänglichkeit, die wir alle erleiden müssen, wenn wir heranwachsen und älter

werden. Erst kommt sie nicht, die Zeit des Erwachsenwerdens, aber wenn sie dann da ist, können wir sie nicht auf Dauer festhalten. Sie rinnt uns durch die Hände, und wir werden trotz aller modernen Medizin alt und gebrechlich.

In dieser Welt der Todesflucht setzt die jüdisch-christliche Tradition unverkennbare Zeichen eines ganz anderen Denkens. Der Psalmist spricht im Alten Testament: Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. Und im Neuen Testament zeigt sich Gott in der Gestalt eines leidenden Menschen, der qualvoll am Kreuz stirbt und uns doch den Weg des Lebens weist. Lebensklugheit, so meint es das zitierte Psalmwort, lebt aus dem Wissen um die Sterblichkeit und Vergänglichkeit. Es geht um meine eigene Sterblichkeit wie auch um die Sterblichkeit aller Kreatur.

EHRFURCHT – AUS VERGÄNGLICHKEITSWISSEN VOR DER UNVERFÜGBAREN ZUKUNFT

Aber wie kann es sein, dass ich im Eingeständnis der eigenen und der allgemeinen Vergänglichkeit klug werde? Es geht insbesondere um die Entdeckung zweier grundlegender Gegebenheiten: Der vorübergehende Augenblickscharakter des Lebens macht mich sehend für den Wert des Lebens. Das Leben in seiner momentanen Entfaltung mit allen Möglichkeiten des Fort- und Untergangs, in seiner Verletzlichkeit und in seiner Entfaltungsfähigkeit lässt mich den unermesslichen Wert alles Seins erkennen und das Geheimnis seines Ursprungs erahnen. Das Leben lebt, wie Albert Schweitzer sagt, aus einem Ja, aus dem alle Existenz auf Zeit möglich wird. Der Mensch ist es, der auf dieses Ja durch die Art seines Lebens antworten kann.

Der Kirchenvater Augustinus hatte also recht, wenn er die Zeit auf die Seite der

Geschöpfe stellte. Sie ist Ausdruck ihres vergänglichen Existierens von Gott her und zu Gott hin. In ihrer Struktur wird sich der Mensch seines Stehens vor Gott bewusst. Seit Menschen auf der Erde leben, sind sie sich der unumgänglichen Wirklichkeit des Todes bewusst geworden. Alle Kulte und Kulturen sind Ausdruck dieses Wissens, aber gleichzeitig auch Ausdruck der Flucht vor dem Tod, der so jäh oder allmählich nach uns greifen kann. Fliehe ihn nicht, erinnere dich seiner, setze dich mit ihm auseinander – sagt das Alte Testament. Entdecke in ihm die Nähe Gottes, betont die Botschaft des Neuen Testaments.

Indem die biblische Tradition das menschliche Bewusstsein auf die Zeitlichkeit aller Dinge hinweist, will sie keine Jenseitshoffnungen wecken, kein Opium (Betäubungsmittel) für das Volk verteilen, wie Karl Marx polemisiert hat. Die Erinnerung an die zeitliche Vergänglichkeit einer jeden Existenz kann die Einstellung zum Leben „jetzt“ tiefgreifend verändern. Sie eröffnet Ehrfurcht. Ehrfurcht vor dem so kostbaren Schatz der gebrechlichen Lebenswelt. Ehrfurcht auch vor der unverfügbaren Offenheit der Zukunft. Daran mangelte es dem reichen Kornbauern, der seinen großen Ernteertrag sichern wollte. Ehrfurcht ist auch die Wurzel der Erntefreude und der Bereitschaft, zu geben und zu verteilen.

TEILHABE AN DER ZEITLICHKEIT ...

Aus der Dynamik der Zeit, im Wissen um ihr Fließen zu leben, und dies heute unter den Bedingungen des modernen Zeitfraßes (immer schneller, immer mehr), wie macht man das? Im dritten Kapitel des alttestamentlichen Prediger-Buches steht eine ganz praktische Anleitung zur Meditation der Zeit unter den Bedingungen des Alltags: „Alles hat seine bestimmte Stunde, jedes Ding unter dem Himmel hat seine Zeit. Geboren werden hat seine Zeit,

und Sterben hat seine Zeit. Pflanzen hat seine Zeit, und Ausreißen hat seine Zeit. Töten hat seine Zeit, und Heilen hat seine Zeit...“ (3, 1-3).

Hier wird nicht dem resignativen Ausgeliefertsein an die Zeit das Wort geredet. Es geht vielmehr um eine aktive und gestaltende Teilhabe an der Zeitlichkeit aller Verhältnisse. Und da gibt es Zeitpunkte, die man beachten muss, Zeit des Säens und Pflanzens, Zeit der Ernte. Wer wüsste das besser als der Landwirt und der Gärtner, was es heißt, beim Eingreifen in pflanzliches und tierisches Leben Zeit zu geben, Zeit zu lassen, aber auch Zeit zu nehmen. Und dort, wo wir die erzeugten Produkte verzehren, setzt sich das Geheimnis der Zeit fort. Im Ernährungsprozess geht die spezifische Zeitlichkeit der organismischen Produkte als Zukunftsgarantie in die zeitlichen Zyklen des menschlichen Körpers über. Das Leben

vernetzt sich; ohne diese Übertragungs- und Integrationsprozesse kein Überleben! Grund zu Freude und zum Dank, aber auch zu tiefer Nachdenklichkeit.

Indem wir Pflanzen und Tiere züchten, sie anbauen und halten, mit ihrer Ertrags- und Leistungsfähigkeit unser Dasein fristen und wirtschaftlich zu bestehen versuchen, sind wir Teilhaber und Herren dieser zeitlichen Prozesse. Welch ein Auftrag! In ihm spiegelt sich alles, was wir unter der Schöpfungsverantwortung des Menschen und unter dem alten Auftrag zur Herrschaft über die Erde verstehen. Aber die alten Texte am Anfang der Bibel unterstreichen auch die Zweischneidigkeit und Missbrauchbarkeit dieses Auftrags, diese unausrottbare Versuchung, sich aus der Zeitlichkeit hinaus zuversetzen. Zeitlos und ewig sein zu wollen wie Gott! Und das endet, wie schon die Urgeschichte (1. Mose 1-11) zeigt, in Selbst- und Weltzerstörung. Der große Turm, der bis an den Himmel reichen soll, bleibt ein Torso, die Menschen verstreuen sich über die Erde und werden Feinde. Die alten Griechen nannten diese Unmäßigkeit Hybris.

» Letztlich geht es um die Entkoppelung der zeitlichen Dynamiken im Wechselbezug zwischen den menschlichen Kulturen, aber eben auch zwischen Mensch und Natur «

... STATT ENTKOPPELUNG

Aber nun leben wir heute in der großen Überlebenskrise. Man könnte sie auch eine Hybriskrise nennen. Auf der Grundlage von technisch-industriellen Umwälzungen ist es auf vielen Gebieten zu Fortschrittsbeschleunigungen gekommen, die für frühere Generationen unvorstellbar waren: Mehr Nahrung, mehr Hygiene, mehr Menschen, mehr Produkte, mehr Konsum, mehr Wohlstand und schließlich mehr Beanspruchung der natürlichen Lebensgrundlagen und in dem allen mehr Benachteiligung derer, die nicht mithalten können. Das alles unter dem Druck einer exponentiellen Beschleunigung: In immer kürzeren Zeiten Verdopplung der Belastungszahlen. Angesichts dieser Lawine

einer ausufernden Zivilisationsdynamik wurde der Ruf nach den Grenzen des Wachstums laut. In der Tat, ohne eine radikale Entschleunigung (Verlangsamung) wird dieser Prozess das Lebenssystem Erde zerstören. Schon längst ist die Überforderung der tragenden Ökosysteme alarmierend: Luft, Boden, Wasser, Vegetation, Wälder, Klima. Diese Zerstörungen werden seit Jahren in den Medien beschrieben und angeprangert.

Zu dieser äußeren Bedrohung kommt die Gefahr einer fehlorientierten Manipulation nach innen. Die moderne Molekularbiologie schickt sich an, gezielt verändernd in das Produktionspotential von Tieren und Pflanzen einzugreifen, ja mehr noch, die schöpferische Offenheit des irdischen Evolutionsprozesses insgesamt unter das Diktat einseitiger Nutzungsabsichten zu stellen. Über die Einzelheiten dieser Fehlentwicklungen kann man lange diskutieren. Entscheidend ist die Feststellung des hinter allen Einzelprojekten stehenden Grundfehlers.

Letztlich geht es um die Entkoppelung der zeitlichen Dynamiken im Wechselbezug zwischen den menschlichen Kulturen, aber eben auch zwischen Mensch und Natur. Die Folgen dieser Fehlentwicklung sind: Kulturen verschwinden, Arten verschwinden, klassische Anbaumethoden verschwinden, hingegen Monokulturen und Intensivtierhaltung dominieren. Es ist dies die einlinige monomane Welt des entkoppelten Fortschritts. Da gilt es, grundsätzlich miteinander nachzudenken. Menschen, Tieren, Pflanzen und Mikroorganismen sind miteinander entstanden. Sie haben teil an der Zeit des allgemeinen Evolutionsprozesses (4 Milliarden Jahre), aber dieser Prozess vollzog sich nie linear. Immer waren es Zyklen – Kreisläufe in Tagen, Monaten und Jahren -, in denen sich das Leben der Arten miteinander vollzog und veränderte, in Konkurrenz und Symbiose sich immer

wieder neu aufeinander einstellte und damit auch neue zeitliche Rhythmen hervorbrachte.

ZEITLICHKEITSPARTNERSCHAFT

Leben ist immer Vernetzung der zeitlichen Zyklen. Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit. Oder wie Albert Schweitzer formuliert: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Die Versuchung des Menschen war es von Anfang an, sich aus dieser zeitlichen Rückbezüglichkeit hinauszusetzen. Als selbstbewusstes Wesen ist der Mensch in der Lage, sich zu distanzieren, von sich selbst, von seinen Mitmenschen und erst recht von seinen Mitgeschöpfen. Das entspricht der Grundstruktur menschlicher Befindlichkeit in der Welt, es entspricht auch seiner Fähigkeit zur Verantwortung. Die Distanzierungsfähigkeit des Menschen erlaubt ihm – im Unterschied zu Tieren und Pflanzen -, seine Rückbezüglichkeit selber zu bestimmen und gestalten zu können.

Der Spielraum der menschlichen Rückbezüglichkeit reicht von der Ignoranz bis zur Empathie, bis zur Einfühlung in die zeitliche Bedürftigkeit, sei es eines Säuglings, eines alten Menschen, eines Haus- oder Nutztieres, einer seltenen Art oder eines ganzen Biotops. Immer ist mit dieser Kunst der Vernetzung die Einstimmung meiner Zeit in die Zeitlichkeit meines Lebenspartners verbunden. In diesem Sinne ist auch die neue Lektorientierung der Nachhaltigkeit zu verstehen, wie sie heute in der nationalen und internationalen Diskussion zur Bewältigung der globalen Fortschrittskrise hochgehalten wird. Der Begriff stammt aus der Forstwirtschaft. Er fordert zu einer gemeinsamen Verantwortung für den Planeten Erde auf im Bemühen um ein Überleben in Frieden und Gerechtigkeit bei Wahrung der Überlebensbedürfnisse künftiger Generationen

und unter Berücksichtigung der Stabilität ökosystemarer Gleichgewichte.

VERNETZUNG VON ZEITZYKLEN

Nachhaltigkeit, das könnte die befreiende Botschaft in der Überlebenskrise sein, wenn dieser Begriff nicht so vielschichtig, so missbrauchbar und so ignorierbar wäre. Wenn man Ehrlichkeit und Lebenstüchtigkeit in das Programm der Nachhaltigkeit bringen will, muss man die Voraussetzungen dafür klar benennen. Das ist dann nicht zuletzt auch eine Frage meines Verstehens von Zeit:

1. Nachhaltigkeit darf nie allein anthropozentrisch verstanden werden, also unter der Voraussetzung, dass die irdische Natur „nur“ als Lebensgrundlage des Menschen ernst zu nehmen wäre und nicht auch eigene Bedürfnisse und eine eigene Würde hätte. Nachhaltigkeit realisiert sich in der Wechselbezüglichkeit kultureller, zivilisatorischer und ökologischer Rhythmen.
2. Nachhaltigkeit kann nur konkret vor Ort eingeübt werden, in der Lokalpolitik, in der Entwicklungspolitik, in der Suche nach neuen Lebensstilen, in der Gestaltung veränderter Produktionsverhältnisse. Dabei könnte sich, wie es die Agenda 21 vorsieht, ein Netz von neuen Bezügen weltweit bilden.
3. Von sich selbst absehen zu können (und die damit verbundene Öffnung des menschlichen Bewusstseins) ist die beste Voraussetzung dafür, der besonderen Lebensbedürfnisse und Lebenszeiten meiner Mitmenschen und Mitgeschöpfe ansichtig zu werden.
4. In dieser Öffnung muss der alte auf sich selbst fixierte Mensch sterben, und dabei kann er das Eingebundensein in soziale und ökologische Verhältnisse als Be-

freiung zu einer neuen Überlebensverantwortung erfahren. Überlebensverantwortung ist Wiederentdeckung der Zeitbezüglichkeit aller Existenzen, ist die Kunst der Vernetzung von Zeitzyklen unter der Maxime ehrlich vermittelter Teilhabe. Genau das meint Albert Schweitzer mit der Ehrfurcht vor allem Leben und der daraus hervorgehenden Praxis der Mitkreatürlichkeit.

Der Gang unserer Überlegungen schließt sich hier und führt an den Anfang zurück. Im Ernstnehmen unserer Vergänglichkeit werden wir der zeitlichen Verflochtenheit des Lebens, seines Wertes, seines tieferen Ursprungs in Gott, aber gleichzeitig auch der uns eröffneten Gestaltungsmöglichkeiten ansichtig. Der härteste Gegensatz, der sich hier auftut, ergibt sich aus der Tatsache, dass die neuzeitliche Wissenschaft – sowohl in Naturwissenschaft als auch in Ökonomie – auf der Prämisse aufbaut, dass die Natur Objekt und Ressource des Menschen zu sein habe und im Modus zeitlos gültiger Gesetze in Anspruch genommen werden könne. Mit dieser Methodik kann man die Natur sehr weitgehend erschließen und sie damit auch den Interessen des Menschen unterwerfen. Dadurch entsteht ein tiefer Riss zwischen dem Menschen und der ihm anvertrauten Lebenswelt. Diese methodische Isolation des Menschen vom Gesamtzusammenhang der Lebensverhältnisse kann nur dann überwunden und in eine dauerhafte Überlebensweisheit überführt werden, wenn es gelingt, sie jenem Zeitgefühl ein- und unterzuordnen, das die allgemeine Lebensdynamik als Augenblick ihres Schöpfungswerdens begreift. «

Erntezeiten im Zeitenwandel

Die Getreideernte war über Jahrtausende nie und nimmer eine Sache für Einzelkämpfer. Als eines der wichtigsten Ereignisse des ganzen Jahres forderte sie die ganze Bauernfamilie. Vom Altenteiler bis zum Kind gab sie zwischen Juli und September allen Arbeit. Geschlechts- und altersspezifische Tätigkeitszuordnungen waren selbstverständlich. Sie wurden praktiziert, ohne dass es dafür langer Traktate bedurfte. Einheitlich und unveränderlich allerdings waren sie nicht. Je nach Region und im Zeitablauf gab es gravierende Abweichungen und Veränderungen. Sie wurden unaufgeregt vollzogen und berücksichtigten den Grundsatz, dass das Ererbte, Überkommene zunächst einmal zu respektieren ist. Erwies sich aber etwas auf längere Zeit als nachteilig und ungünstig, so wurde Neues eingeführt.

SENSENMANN VERDRÄNGT SICHELFRAU

Bei der Getreideernte trat ein solcher massiver Umbruch mit der Einführung der Sense ein. Zuvor vor allem beim Grasschnitt eingesetzt, begann sie sich seit dem späten Mittelalter mehr und mehr auch in der Getreideernte zu bewähren. Selbstverständlich war ihr Erfolg allerdings nicht. Vor allem beim Roggen vermochte sich die Sichel regional bis in das 20. Jahrhundert zu behaupten. Und auch sonst fand der Sichelschnitt immer wieder Befürworter. Die leichte Handhabung, die saubere Arbeit, die niedrigen Herstellungskosten des Geräts waren einige der Gründe, die ins Feld geführt wurden, wenn um die Beibehaltung der Sichel als Erntegerät gestritten wurde. Auch galt die Sichel als Erntegerät der Frau. Als Schnitterin war es ihre Aufgabe, die Ähren von den Halmen zu trennen. Bis in die Mythologie hinein finden sich Belege für den besonderen Bezug der Sichel zur Weiblichkeit. Beim „Sichelwerfen“ zum Beispiel ging es um Weissagungen, während es sich bei der „Mittagsfrau“ um einen mit der Sichel daherkommenden weiblichen Felddämon handelte.

Die Sense dagegen war von Anfang an das Erntegerät des Mannes. Schwer im Gewicht, umständlich zu handhaben, verlangte die Getreidesense starke Arme und kräftige Hüftmuskeln. An die Stelle der Schnitterinnen traten Schnitter und Sensenmänner, die in der Kunst immer wieder als Allegorie für den Tod herhalten mussten. Dabei machte der Einsatz der Sense allein aus wirtschaftlicher Sicht Sinn. Schaffte die mit der Sichel arbeitende Erntefrau am 10stündigen Arbeitstag etwa 7 Ar, so erntete der Sense schwingende Bauer in gleicher Zeit 20 Ar und mehr ab. Spätestens zu dem Zeitpunkt, da größere Getreidefelder zu schneiden waren, führte

an der Sense kaum mehr ein Weg vorbei. Pieter Brueghel der Ältere gehört zu den Malern, die stimmungsvolle Ansichten der Getreideernte geschaffen haben. Seine „Kornernte“ aus dem Jahr 1565 zeigt eine große Gruppe Bauern und Bäuerinnen, von denen die einen mähen, andere Garben binden, wieder andere vespren. Alles trifft zu, vom Schneiden mit der Sense bis zum Ausruhen der abgeschafften Schnitter reichte der Katalog der Erntetätigkeiten. „Wer nicht schafft, ruht“, hieß es, nur stören war nicht erlaubt. Und dieses Postulat schloss die Kinder ein. Sie fügten sich in das Erntensemble ein, halfen, wo es ihnen möglich war, ansonsten



beschäftigten sie sich mit sich selbst, dem Grundsatz folgend: Ältere passen auf Jüngere auf.

ERNTEMASCHINE FOLGT AUF SICHTE

Es ist nicht der Platz, um auf die vielen unterschiedlichen Formen von Sichel und Sensen einzugehen. Sie differierten stark nach Form, Gewicht und Material. Eine Besonderheit aber darf nicht unerwähnt bleiben. Sichte oder Sichtet hieß eine vor allem in Norddeutschland verbreitete Halb- oder Hausense. Sie versuchte die Vorzüge der Sichel mit denen der Sense zu vereinen, was aber nur bei optimaler Handhabung

gelang. Als Arbeitsgerät des Mannes erforderte die Sichte aber unbedingt das Tragen schwerer Holzschuhe. Sie alleine besaßen die Festigkeit, einem fehlgeleiteten Sichtenschwung Paroli zu bieten.

„Landarbeit ist Handarbeit“ hieß es über Jahrtausende auch bei der Getreideernte. Noch nicht einmal in der Phantasie konnten sich die Menschen des 18. Jahrhunderts eine Getreideerntemaschine vorstellen. Anders war dies bei dem schottischen Theologiestudenten Patrick Bell (1801–1869). Im Jahre 1826 konstruierte er nach einigen theoretischen Vorarbeiten eine von Pferden in das Getreidefeld hinein

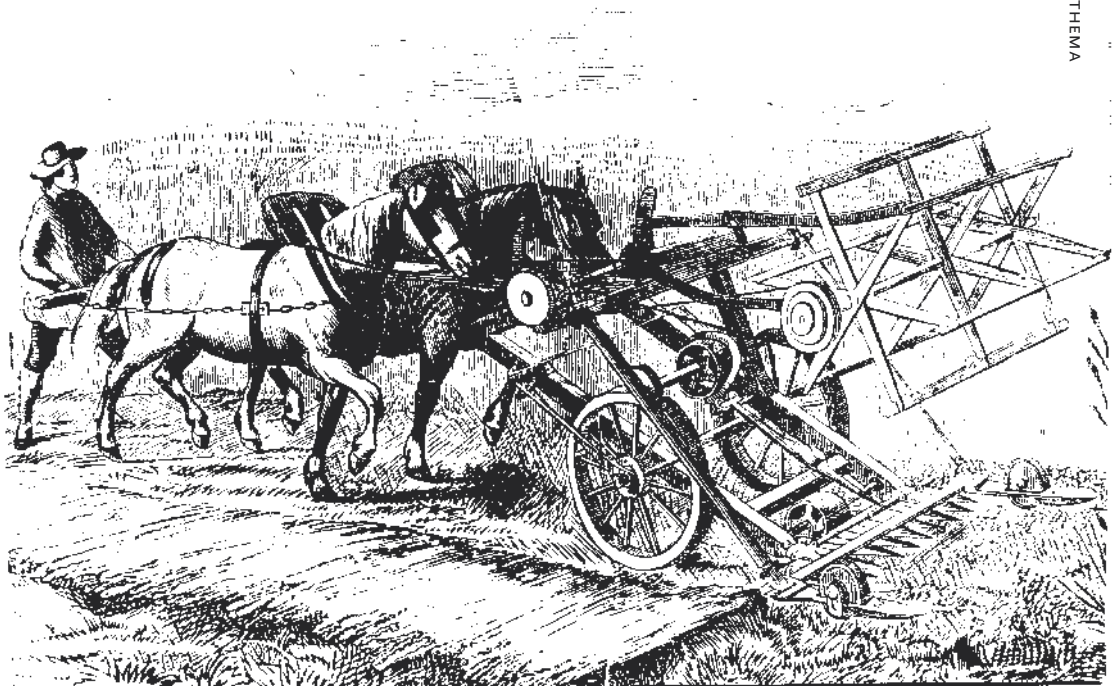


Bild links:
Schnitterin mit Sichel und Bauer mit Sense bei der Getreideernte (Anfang 17. Jh.) (Quelle: Deutsches Landwirtschaftsmuseum, Hohenheim)

Bild oben:
P. Bell's Mähmaschine von 1826 leitete die Revolution der Getreideernte ein.
(Quelle: Deutsches Landwirtschaftsmuseum, Hohenheim)

geschobene Mähmaschine. Ein aus zwei beweglichen Messern mit zusammen 25 Klingen bestehender Schneideapparat schnitt die Halme, die über ein rotierendes Endlostuch neben der Fahrspur der Maschine abgelegt wurden. Zeitgenössische Berichte belegen, dass mit Ausnahme von Bell keiner der bei der Vorführung Anwesenden glauben konnte, was da geschah. Da fielen doch ohne Sichel und Sense die Halme plötzlich um und blieben sauber auf Schwad (d. i. die linienförmige Anhäufung des Mähguts) liegen! Die Leistung war konkurrenzlos. Im Laufe eines zwölfstündigen Arbeitstages mähte Bells Getreidemäher eine Fläche von 4,8 ha Getreide, mithin ein Vielfaches von dem, was die geübtesten Schnitter zu leisten vermochten. Arbeitslos wurde das Erntevolk dennoch nicht. Getreidehalme waren zu Garben aufzubinden und die Garben zu Hocken zusammenzustellen. Schneller als beim Sensenschnitt mussten die Erntehelfer nun arbeiten. Das Mähmaschinengespann gab die Arbeitsgeschwindigkeit vor, die gesteigert wurde, da Arbeitstiere und Bediener Erfahrung sammelten. „Übung macht den Meister“, heißt es bis heute bei den Bauern.

GARBENBINDER STATT HANDVERSTÜMMELUNG

Das Garbenbinden war meist Frauennarbeit. Es setzte Fingerfertigkeit voraus, galt es doch ein Strohband so gekonnt um die Getreidehalme zu binden, dass eine aufstellbare und später transportierbare Garbe entstand. Geschätzt war die Arbeit bei den Bindefrauen allerdings nicht. Allerlei Beikräuter von der Distel bis zum Mohn machten das Garbenbinden zu einer stacheligen, oft blutigen Angelegenheit. Staub, Sporen und Spreu verursachten böse Entzündungen an Fingern und Händen. Einige Male wurde versucht, Schutzvorrichtungen aus Leder und Holz zu konstruieren. Durchgesetzt aber haben sie sich nicht.

Dem präventiven Aufwand wurde kaum Bedeutung beigemessen, stattdessen machte die Devise: „Kuhverrecken – großer Schrecken, Frauensterben – kein Verderben.“ die Runde.

Es spricht für den menschlichen Geist, dass er sich mit einer so barbarischen Lösung nicht zufrieden gab. John Appelby aus Whitewater/Wisconsin blieb es vorbehalten, 1857 eine vortreffliche Garbenbindevorrichtung zu entwickeln. Sein, dem Kopf eines Hundes nachgebildeter mechanischer Knoter schaffte es, mit Hilfe von Bindegarn passable Getreidegarben in großer Zahl zu binden. Kein Mann und keine Frau verstümmelte sich dabei die Hände, was den Mähbinder zur attraktivsten Maschine der Londoner Weltausstellung von 1862 machte. Beide, Mann und Frau, sprachen sich in der Folge für die Anschaffung des Mähbinders aus, er aus ökonomischen, sie aus menschenchonenden Gründen.

Gleichwohl blieb der Mähbinder bis in die 1950er eine relativ seltene Maschine. Im Gespannbetrieb wurden zum Zug zwei, meist sogar drei Pferde benötigt und die hatten nur wenige Bauern. So schlug die große Stunde des Mähbinders mit dem Aufkommen des Zapfwellentraktors. Vom Schlepper aus konnten die Bauern nun die Mähmaschine einsetzen, was die Schlagkraft bei der Ernte deutlich erhöhte. Zum limitierenden Faktor wurde jetzt das Aufladen und Einfahren der Garben. Vor allem das mühevoll Aufstaken mit zweizinkiger Forke hemmte den Arbeitsfluss. Der bange Blick zum Himmel bestimmte nach wie vor das Geschehen und wehe, es kamen Regen- und Gewitterwolken. Dann gab es kein Innehalten, bis der letzte Wagen trocken eingebracht war.

VOM „MDB“ ZUM MÄHDRESCHER

Mit großem Aufwand haben Wissenschaftler Arbeitszeitbedarfe für die Ernte ermittelt. Für die Vollernte mit dem Gespannmähbinder einschließlich des Druschs mit der Dreschmaschine kamen die Experten auf 98 Arbeitskraftstunden je Hektar. Bei Einsatz des Schlepper-Mähbinders verringerte sich der Arbeitskraftbedarf auf 35 Stunden je Hektar, also fast ein Drittel. Gelegentlich wurde geäußert, der technische Fortschritt habe damit ein Optimum erreicht, doch weit gefehlt. Schon 1936 gelang in Harsewinkel die Konstruktion des ersten praxistauglichen Mähdreschers in Deutschland. Frühe Berechnungen ergaben, dass drei Personen mit dem Claas MDB (= Mäh-Dresch-Binder) das gleiche zu leisten vermochten, wie einstens 40 Personen von Hand. Und dies war bei weitem nicht das Ende der Entwicklung. Der Mähdrescher lieferte die Körner sauber im Sack und da zum MDB eine angebaute Strohpresse gehörte, traten handliche Rechteckballen an die Stelle der arbeitsintensiven Garben. Vom Arbeitszeitbedarf her fiel der Fortschritt nicht gar so drastisch aus. 30 Arbeitskraftstunden je Hektar wurden ermittelt, doch wichtiger war das veränderte Erntegut. Sauber ausgedroschene Körner und handlich gepresstes Stroh machten separate Dreschmaschinen arbeitslos und revolutionierten Gundefutter und Einstreu.

Einen wichtigen Schritt nach vorne leiteten ab Mitte der 1950er Jahre die selbstfahrenden Mähdrescher ein. Anfangs mit bescheidenen Schnittbreiten ausgestattet, kamen sie 1960 bereits auf rund 30 Prozent aller bundesdeutschen Ernteflächen zum Einsatz. Allein herrschte der Mähdrescherfahrer nun auf seiner Maschine, bei der das Korn nicht mehr in Säcke gepackt, sondern in einem Tank mitgeführt wurde. Das Umfüllen des Kornes in einen Anhänger war zur einzigen Gelegenheit für ein Gespräch geworden. Und auch dabei

blieb es nicht. Immer größer und leistungsfähiger wurden die Mähdrescher. Spitzenmaschinen bringen es auf Arbeitsbreiten von über acht Metern. Etliche Tonnen Korn fast der Korntank und echten Profis ist es am liebsten, wenn das Überfüllen in einen Lastkraftwagen während der Fahrt erfolgt. „Bloß keinen Stillstand“ lautet die Devise, schließlich ist Zeit Geld. Und Geld ist für die moderne Getreideernte zur bestimmenden Größe geworden. Nur wenn Routenplan und Feldgröße, Maschinenmanagement sowie Zustand von Mensch und Maschine in optimalem Zustand sind, kann die Getreideernte erfolgreich sein.

ERNTE ALS EIN-PERSONEN-SCHAU

Experten haben errechnet, dass ein Fahrer mit hochmodernem Mähdrescher das selbe zu ernten vermag, wie 220 Bauern, Bäuerinnen, Knechte, Mägde und sonstige Erntehelfer von Hand. Aus der Ernte als einstmals gesellschaftlichem und gelegentlich sogar geselligem Ereignis ist im Zuge der modernen Agrarrevolution eine Ein-Personen-Schau geworden. Der Mähdrescherfahrer mit seiner High-Tech-Maschine bestimmt das Geschehen und selbst er kann sich seines Arbeitsplatzes nicht sicher sein. In den Köpfen der Wissenschaftler gibt es bereits den fahrerlosen, GPS-gesteuerten Mähdrescher. Schade eigentlich, denn das Besondere der historischen Ernte, ihre kommunikative, alle Beteiligten zusammenschweißende Funktion bleibt auf der Strecke. Doch für die Bauern gibt es keine Alternative. So wie die Zeit schneller und leistungsorientierter geworden ist, muss auch die Ernte schneller und effizienter denn je über die Bühne gehen. Der Mähdrescher macht es möglich. Er ist die Getreideerntemaschine des 21. Jahrhunderts, das für Sicheln und Sensen keinen Platz mehr hat. <<

Erntedank – ein Fest durch die Epochen

Die Erfahrung, die hinter dem Erntedankfest steht und weltweit als Grund zum Feiern dient, ist eine Ur-Erfahrung der Menschheit quer durch alle Kulturen, Religionen und Nationen und durchgängig zu allen Zeiten. Es ist die Erfahrung, dass wir unser „tägliches Brot“ oder eben auch den Reis oder den Maniok nicht unserer Leistung allein, oder schärfer formuliert, überhaupt nicht uns selbst zu verdanken haben, sondern Gott.

Diese Erfahrung und die damit verbundenen Folgen von dem Umgang mit Brot angefangen bis hin zur Gestaltung der Agrarpolitik geht uns Menschen in der westlichen Überflusgesellschaft zunehmend verloren. Erkennbar am Verhalten der Discounter, die sich mit Dumpingpreisen bei Lebensmitteln übertrumpfen und diese nur noch als Lockmittel für die Verbraucher einsetzen. Aber nicht nur im Großen geht uns diese Wertschätzung verloren. Auch im alltäglichen Handeln in der Familie, wenn das Kind beim Mittagessen erstaunt fragt „warum danken?“ – wir haben selbst eingekauft, bezahlt und gekocht.

Diese existentielle persönliche Erfahrung kann aber durch nichts ersetzt werden – weder durch den Fernseher noch durch Nachdenken. Wir müssen als Menschen existentiell (neu) erfahren, wovon wir leben – eben gerade auch von dem Brot, – um neu dankbar dieses Fest feiern zu können.

Ich möchte drei Stationen des Wandels dieses Festes bedenken:

1. Die Agrargesellschaft
2. Die Industriegesellschaft
3. Die Dienstleistungsgesellschaft,

um dann zu fragen, was das für unsere Zukunft als Gesellschaft gerade auch in Beziehung zur Landwirtschaft heißen könnte.

ERNTEDANK IN DEN AGRARGESELLSCHAFTEN

In den Naturreligionen ist das regelmäßig wiederkehrende Ernteeinbringungsfest eine der wichtigsten öffentlichen Feierlichkeiten. Unser Erntedankfest ist ursprünglich auch ein Erntefest gewesen.

Die Erntefeste sehen das agrarische Handeln aufs engste mit dem geistig / geistlichen Aspekt verknüpft.

Diese Feste hatten immer einen sozialen Charakter. Bei der Ernte oder auch dem Einbringen der Beute aus Jagd und Fischerei versammelt sich die Kultgemeinde zur Erntefeier. Diese Feste bestehen meist in reichlichem Genuss von Früchten oder Beutetieren bis hin zum Rausch. Äußerer Anlass gerade in den Mittelmeerländern war die Weinlese.

An vielen Stellen der Erde haben die Erntefeste auch den Charakter von Opferfesten. Es geht darum der göttlichen Ordnung etwas zurückzugeben von dem Tier oder der Pflanze, derer der Mensch sich bedient.

Der Mensch darf der Natur, in der er sich findet, nur etwas nehmen, wenn er bereit ist, ihr auch etwas zu geben. Deshalb gehören zum Erntefest die Akte des Vergießens, Verbrennens und des Schlachtens.

Für den Bereich der Naturreligionen können wir feststellen: In der kultischen Geste zeigt sich eine doppelte Hinwendung: Einmal der Dank für den Reichtum der Ernte und die Bitte um künftige, reiche Ernte und die Verschonung vor Hunger.

Das sesshaft werdende Volk Israel z.B. findet solche Kultfeste, z.B. von den Kanaanäern vor. Es übernimmt die von der Natur vorgegebenen Termine und Ordnungen, begründet und interpretiert sie aber theologisch neu als Satzung Gottes, der sein Volk aus der Knechtschaft der Ägypter befreit hat. Ursprünglich „nur“ bäuerliche Feste, wurden sie damals Feste des ganzen Volkes Israel, das bei seinen Feiern nicht mehr nur für die Gaben der Natur seinen Schöpfer allein pries, sondern vornehmlich seiner wunderbaren Geschichte mit diesem Gott gedachte.

Das Verhältnis des Menschen zur Ernte durchzieht die ganze Kirchengeschichte. Im Mittelalter waren Erntedankmessen mit Segnung der Früchte und Lobgesang üblich. Ihr Termin war örtlich verschieden. Häufig lag er am letzten Sonntag im September. In der evangelischen Kirche erfolgten schon in der Reformationszeit fast überall Danksagungen für die eingebrachte Ernte mit Lobgesang. Im 16. Jahrhundert sind Erntedankpredigten in ländlichen Gemeinden üblich.

1773 wurde in Preußen das Erntedankfest offiziell eingeführt. Es wurde festgesetzt auf den ersten Sonntag nach Michaelis (29. September).

Was ist das gemeinsame, entscheidende bei den Ernte(dank)festen in den Naturreligionen, bei den Juden oder auch in unserer christlichen Tradition bis hinein mindestens ins 18. Jahrhundert?

Die Gesellschaften damals waren Agrargesellschaften und als solche nicht nur durch eine gemeinsame materielle,

sondern auch eine geistige Grundlage geprägt. Landwirtschaft war Hauswirtschaft oder Subsistenzwirtschaft. Die Erzeugung war im wesentlichen auf den Verbrauch in der Großfamilie hin angelegt.

In einer solchen Gesellschaft war jedem klar, welchen Sinn das Erntedankfest hatte – es hatte einen festen Platz im Leben und Arbeiten der Menschen. Jede Familie lebte von dem, was wuchs in Feld und Stall. Die Menschen damals waren eben nicht „Fremdversorgte“ wie wir, sondern Selbstversorger.

Erntedankfest war Dank für das Gewährte in der Vergangenheit und Bitte um gnädiges Gewähren des Lebensnotwendigen in Zukunft und das waren eben die Lebensmittel!

Die Abhängigkeit des Menschen auch im materiellen Sinn war für alle klar. Ernte und Sattsein war nichts Selbstverständliches und Machbares – es entzog sich der Verfügbarkeit der Menschen.

Biblich gesprochen heißt das: Erntedankfest ist die Anerkennung, dass die gesamte Schöpfung unter einem Eigentumsvorbehalt Gottes steht.

ERNTEDANK IN DER INDUSTRIEGESELLSCHAFT

Die industrielle Revolution, beginnend im 19. Jahrhundert brachte einen grundlegenden Umbruch in unserer Gesellschaft.

Ich möchte diese entstehende Industriegesellschaft nur mit Stichworten kennzeichnen:

- » rascher technischer Fortschritt
- » dynamisches Wirtschaftswachstum
- » zunehmende Geldwirtschaft
- » Verstädterung
- » Arbeitsteilung und Handel
- » aber auch Kinderarbeit, Elend und Hungersnöte wie z.B. 1846/47.

Gerade hier in Baden-Württemberg entstand unter den gegebenen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und agrarstrukturellen Voraussetzungen der Neben-

erwerbsbauer – der Industriearbeiter mit eigener Milch und eigenen Kartoffeln. Viele Menschen – gerade auch der Lehrer und der Pfarrer – hatten eine klein-landwirtschaftliche Basis und Praxis bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Trotz allem „Glauben“ an Fortschritt, Wirtschaftswachstum und Technik war allen Menschen auch außerhalb der Landwirtschaft oder im Übergangsbereich – und das waren in Baden-Württemberg viele Menschen – die Bedeutung der Landwirtschaft bewusst. Trotz aller Industriekultur war die Agrarkultur noch tief in der Seele der Menschen verwurzelt und verankert.

Bis hinein in die Wirtschaftswundergeneration unseres Jahrhunderts war allen klar, was Justus von Liebig, der Erfinder der Mineralstofftheorie und damit der Minereraldüngung, so ausdrückte: Das Wohl und Wehe einer Volkswirtschaft hängt von ein paar Zentimetern fruchtbarer Ackerkrume ab.

Allen Menschen war der grundlegende Unterschied zwischen agrarischer und industrieller Produktionsweise trotz der zunehmenden Technisierung bewusst. Der Unterschied besteht im wesentlichen darin, dass nicht Landwirte produzieren, sondern Pflanzen und Tiere.

Eier, Milch und Getreidekörner werden nicht in geschlossenen Produktionsprozessen wie Autos oder Fernseher produziert, sondern von lebendigen Tieren und Pflanzen. Und Lebewesen sind keine Produktionsmittel im Sinne der ökonomischen Theorie. Sie haben ihren Lebenszweck außerhalb des Daseins für den Menschen.

Tiere und Pflanzen konnte man – muss man heute sagen – nicht machen. Die Erfahrung auch der Industriegesellschaft bis in die 80iger Jahre dieses Jahrhunderts war, dass Tiere und Pflanzen wachsen oder auch nicht, wenn die Menschen Samen in den Acker legen oder Muttertiere der Befruchtung zuführen.

Dieses Kulturwissen des Unterschieds zwischen Landwirtschaft und Industrie

prägte auch die grundlegende Wertschätzung für die Landwirtschaft bei aller manchmal berechtigter und oft auch überzogener Kritik an modernen Landbau- und Tierhaltungsmethoden.

Diese Wertschätzung betraf auch das „tägliche Brot“. Diese Wirtschaftswundergeneration der heute 50 bis 70jährigen wusste auch noch, was Hunger war. Die Menschen wussten aus eigener Erfahrung und Betroffenheit: Wenn Autos oder Fernsehen fehlen, ist das schlicht und ergreifend ärgerlich, wenn aber Brot fehlt, ist das tödlich. Diese grundlegenden Einsichten in den Wert des Brotes und auch der Landwirtschaft sind bei uns (noch!?) Bestandteil der Kultur.

ERNTEDANK IN EINER DIENSTLEISTUNGSGESELLSCHAFT

Wir leben in einer Dienstleistungsgesellschaft, wo viele Kinder meinen, Kühe seien lila und die Milch komme aus der Fabrik. Landwirtschaft ist zwar kein unbedeutender, aber doch scheinbar nur irgendein Teil unserer Volkswirtschaft.

Dieses Verständnis zeigt einen tiefen Riss zur Agrar- und Industriegesellschaft, was den grundsätzlichen Stellenwert der Landwirtschaft und damit auch die Wertschätzung des bäuerlichen Berufsstandes anbelangt. Die Menschen heute leben weitgehend in dem Bewusstsein der grenzenlosen Machbarkeit aufgrund unserer technischen Möglichkeiten und der grenzenlosen Verfügbarkeit z.B. auch von Lebensmitteln.

Wir stehen daher als Gesellschaft vor einer grundlegenden Frage: Ziehen wir mit unseren Wertvorstellungen die Grenzen oder begrenzen nur technische Möglichkeiten und ökonomische Vernunft unser Handeln?

Das Erntedankfest ist ein guter Anlass, diese Fragen in Richtung auf Landwirtschaft und Ernährung sorgfältig zu bedenken.

CHRISTLICHES KULTURVERSTÄNDNIS UND LANDWIRTSCHAFT

Christliches Kulturverständnis, wobei der Begriff „Kultur“ von dem lateinischen Wort *colere* = Landbau treiben kommt, geht grundsätzlich von dem Eigentumsvorbehalt Gottes über die Schöpfung aus – wir sind die Verwalter!

Leben ist und bleibt eine heilige Gabe Gottes, etwas Unverfügbares, was wir nicht gemacht haben. Diese Nichtverfügbarkeit ist kein Defizit oder Kunstfehler, den wir zu beseitigen haben, sondern eben Schöpfungsordnung Gottes, die wir als Geschöpfe zu respektieren aufgefordert sind.

Das Erntedankfest ist daher ein Fest jenseits der Agrarpolitik und der bäuerlichen Einkommenssituation. Und doch hat es wieder damit grundlegend etwas zu tun.

FOLGEN FÜR POLITIK UND VERBRAUCHVERHALTEN

Aus diesem Respekt vor der Schöpfung Gottes nämlich muss auch Respekt vor dem Brot und der Landwirtschaft und dem bäuerlichen Berufsstand neu erwachsen, zumindest wenn diese Einsicht und dieses Schöpfungsverständnis geteilt werden. Und dieser Respekt muss Folgen haben! In einer satten Marktwirtschaft bestimmen die Nachfrager die Produktion und Möglichkeiten der Vermarktung. Landwirte müssen sich an der Wirklichkeit bei ihren Entscheidungen orientieren, nicht an Ideologie und Illusionen. Das fängt daher bei uns allen im Herz und Hirn an und muss dann bis in den Geldbeutel, Kochtopf und Einkaufskorb gehen. Wir alle als Verbraucher sollten uns unserer Macht bewusst werden. In unserer Weltwirtschaft ist die Frage, wo wir tanken und was wir essen und trinken, zu einem machtvollen Instrument geworden. Wir sollten es zum Wohle der Bäuerinnen und Bauern, der Schöpfung und auch der Volksgesundheit nutzen!

Das hat dann auch politische Folgen! Wir brauchen eine flächendeckende, schöpfungsbewahrende Landwirtschaft und damit

auch Rahmenbedingungen, die den berechtigten berufsständischen Anliegen Rechnung tragen und da gibt es nicht wenige.

Ich meine aber „Anliegen“ nicht im Sinne von Besitzstandsgarantie, Berufsstandspauschale oder wirtschaftlich / politischer Käseglocke. Auch hier muss gelten: So viel Markt wie möglich, soviel Programme wie nötig. Der Markt ist effizient, und wir entkommen ihm langfristig auch nicht, aber er ist kein Götze, sondern unser Diener. Wir müssen seine „Allmacht“ begrenzen. Wir brauchen kein Surfen auf der globalen Kostendegressionskurve!

Wir brauchen politische und wirtschaftliche Rahmenbedingungen, wo diese Wertschätzung der Landwirtschaft und unseren bäuerlichen Familien gegenüber zu den Familien nicht nur durchsickert, sondern heftig durchdringt – und ein entsprechendes Verbraucherverhalten!

Die Selbstversorgungsfähigkeit unseres Landes ist eben keine Frage für biergetränkte Nebenzimmer, sondern eine nationale Frage höchster Bedeutung und Wichtigkeit.

Ernährung ist eben mehr als die Frage der kostenminimalen Kalorienerzeugung unter globalen unter Wettbewerbsaspekten.

Erntedank ist ein Fest der Freude, das gerade den bäuerlichen Berufsstand mit Gelassenheit aber auch Beharrlichkeit motivieren kann, diese Erde immer wieder zu bebauen und zu bewahren zum Wohle aller Menschen.

Auch wenn manche gerade heute statt Danklieder lieber Klagelieder sängen – unser Dank gilt Gott und dieser Dank gibt uns Zuversicht.

Seien wir daher an Erntedank, wo wir dankbar sind für die Verlässlichkeit Gottes, auch verlässliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als Bäuerinnen und Bauern, als Verbraucherinnen und Verbraucher, hier und weltweit, indem wir helfen, dass alle Menschen ihr tägliches Brot dankbar essen können. ‹‹

GÜNTER POSTLER

Vom Auerochs zur Turbokuh – „Lebenszeit“ in der Tierzucht

Evolution – Domestikation – Tierzucht – Biotechnik: Immer höher, schneller, weiter – und vor allen Dingen: Alles, jederzeit, unbegrenzt verfügbar.

Sind unsere oft nicht hinterfragten Ansprüche noch ethisch verantwortbar, menschlich umsetzbar, ökologisch nachhaltig, vernünftig?

Es hat sehr lange gedauert, bis Leben auf dem blauen Planeten möglich wurde. Während der vergangenen ca. 3,5 Milliarden Jahre hat der Prozess der Evolution nach heutigem Erkenntnisstand über 800 Millionen Arten hervorgebracht. Die ständige Veränderung der Umwelt erfordert jedoch von allem Leben eine fortwährende Anpassung. Wer sich nicht anpasst und weiterentwickelt, ist zum Aussterben verurteilt.

Die Entstehung eines neuen Stammes erfordert eine „Evolutionszeit“ von Jahrhunderttausenden bis Jahrmillionen. Da ist die Anpassung in Form von Unterarten bei Haustieren mit etwa 1.000 bis 8.000 Jahren schon nahezu ein „hektischer“ Prozess. Die Haustierwerdung (Domestikation) fand in den vergangenen ca. 12.000 Jahren statt.

LEBENSVERKÜRZUNG DURCH ÜBERFORDERUNG, ...

Unsere Vorfahren müssen anhand genauer Beobachtungen und Kenntnisse der Wildvorfahren unserer Haustiere die zukünftigen Selektionsmöglichkeiten erkannt haben. So sind zum Beispiel Wiederkäuer, wie das Rind, in der Lage, große Mengen an Grünfutter und Heu, das für den menschlichen Verzehr nicht geeignet ist, umzusetzen in:

- » Kraft (Arbeitstiere)
- » Milch (hochwertiges Eiweiß)
- » Fleisch.

Die großen Weltrassen des Hausrindes, wie die Schwarzbunten, Jerseys, Braunvieh und Simmentaler, sind in den Grünlandgebieten entstanden, in denen der Mensch in seiner Existenz auf das Rind angewiesen war. In seiner Nutzung der Tiere hat sich der Mensch vom Jäger und Sammler über den Nomaden zum Hirten

entwickelt und sich auf die Gewohnheiten der Tiere eingestellt. Gleichzeitig mussten sich aber auch die Tiere den Gewohnheiten und Lebensweisen des Menschen anpassen. Dieser Druck auf die Tiere nahm vom Hirten bis zum Intensivtierhalter dramatisch zu und erreicht heute ein Ausmaß, bei dem die Tiere in ihrer Anpassungsfähigkeit oft überfordert werden (Vollspaltenbodenställe, Käfighaltung). Diese Überforderung gipfelt in Höchstleistungen bei immer kürzerer Lebensdauer.

Schlachthähnchen sind bei heutiger Ultraschnellmast vom Schlüpfen bis zum Schlachten nur mehr 33 Tage alt, *Schweine* erreichen ihr Schlachtgewicht von durchschnittlich 95 kg in weniger als 6 Monaten und *Milchkühe* eine Milchleistung von durchschnittlich 7200 kg Milch pro Jahr (ADR 2003), aber nur für eine Nutzungszeit von 2,7 Jahren. Dann ist die bundesdeutsche Milchkuh ausgepowert und einer der vielen so genannten „Abgangsursachen“ (Fruchtbarkeitsstörungen, Eutererkrankungen, Stoffwechselerkrankungen) erlegen. Was schon jetzt mit den sogenannten klassischen Methoden der Tierzucht völlig entgleist ist, versucht man nun, mit Hilfe der Biotechnik und Gentechnik weiter zu beschleunigen. Es werden Schritte unternommen, ohne die Auswirkungen der vorangegangenen Schritte abzuwarten, geschweige denn zu korrigieren.

... SCHÄDEN, SCHMERZEN UND LEIDEN

Die einseitige genetische Selektion auf höchste Leistungsveranlagung hat Nutztiere hervorgebracht, die eine Umweltgestaltung voraussetzen, die sich den Bedingungen einer Intensivstation annähert. Diese Bedingungen kann aber der durchschnittliche Landwirt seinen Tieren nicht bieten. Deshalb sind oftmals Leiden, Schmerzen und Schäden der Tiere die Folge und genau genommen vom deutschen Tierschutzgesetz zu ahnden. Hat also die Hochleistungszucht den deutschen Landwirt kriminalisiert?

» Was schon jetzt mit den sogenannten klassischen Methoden der Tierzucht völlig entgleist ist, versucht man nun, mit Hilfe der Biotechnik und Gentechnik weiter zu beschleunigen «

» Wie kann man erklären oder beschönigen, dass zum Beispiel die Brüder von den etwa 42 Millionen Legehybriden sofort nach dem Schlüpfen getötet werden, da sie, bedingt durch die einseitige Hochleistungsselektion ihrer Schwestern, kaum Fleisch ansetzen und daher „unökonomisch“ sind; oder bei kranken Legehybriden die Selbstregulation völlig versagt und sie daher weiterhin Eier legen bis zur totalen Erschöpfung und ihrem Tod; oder kleine Fütterungsfehler (z.B. veränderte Futterzusammensetzung, weniger Eiweiß) schon zu Aggressivität, wie Federpicken und schließlich Kannibalismus, führen?

» Es gibt Schweine, deren beschleunigtes Muskelwachstum Entzündungen am Bewegungsapparat verursacht und die mit einem Medikamentencocktail aus schmerzstillenden Mitteln und antibiotischen Leistungsförderern zum Mast-erfolg verdammt sind.

» Wir sind es, die durch unser Verbraucherverhalten eine Landwirtschaft hervorgerufen haben, die z.T. auf Kosten der Tiere um's Überleben ringen muss «

- » Es gibt Puten, die eine so schwere Brustmuskulatur aufweisen, dass sie nach vorne umfallen bzw. auf ihrem Brustmuskel sitzend blaue Flecken bekommen.
- » Es gibt Hähnchen, die ein so schnelles Muskelwachstum zeigen, dass es zu Knochendeformationen unter der Last der Muskelmassen kommt.
- » Es gibt Rinderrassen die einen genetischen Defekt aufweisen der züchterisch interessant ist, weil er mehr Muskelmasse bedingt. Diese Rasse hat den höchsten Anteil an Kaiserschnittgeburten und wäre ohne menschlichen Eingriff nicht überlebensfähig.

TIERZUCHT, WO SIND DEINE GRENZEN?

Ist nicht ein tierzüchterischer Eingriff nur so weit ethisch vertretbar und menschlich zu verantworten, wie durch ihn die Überlebensfähigkeit in der natürlichen Umwelt in Form der Bedarfsdeckung,

Schadensvermeidung und Fortpflanzung gewährleistet ist?!

WO LIEGT DER GRUND FÜR DIESES HÖHER, SCHNELLER, WEITER?

Eigentlich bei uns allen. Wir sind es, die durch unser Verbraucherverhalten eine Landwirtschaft hervorgerufen haben, die z.T. auf Kosten der Tiere um's Überleben ringen muss. Wir deutschen Verbraucher sind Weltmeister im Geiz, wenn es um die Ernährung geht. Aber in diesem Fall ist Geiz nicht geil, wie uns die Werbebranche vermittelt, sondern gefährlich, wie uns die Lebensmittelskandale der jüngsten Vergangenheit zeigen. Oder haben wir diese schon längst wieder vergessen und weichen beruhigt vom Rindersteak auf die Putenbrust aus oder doch vielleicht auf den Schweinenacken? Eine Nation, die für Lebensmittel nur noch 12 % ihres Einkommens ausgibt, aber über 20 % für Freizeit usw., bekommt die Lebensmittel, die sie verdient.

In Deutschland ist die Jahresleistung der Milchkühe in den vergangenen 40 Jahren um rund 40 % gestiegen. Die Eutererkrankungen stiegen im gleichen Zeitraum um ca. 600 %, Erkrankungen an Klauen- und Gliedmaßen um ca. 300 %. Die sog. Nutzungsdauer ist auf 2,7 Jahre zurückgegangen, das heißt im Durchschnitt stehen dem Züchter zur Bestandsergänzung nur noch 1,3 weibliche Kälber zur Verfügung – züchterisch eine Katastrophe, betriebswirtschaftlich ein Fiasko. Damit sind die Remontierungskosten (Bestandsergänzungskosten) zum höchsten Kostenfaktor der Milchviehhaltung geworden. Sie belasten jeden Liter Milch in schwindelerregender Höhe, andererseits ist dies eine Chance für eine bewusste Kostenreduzierung.

DAS WILL EINE ÖKOLOGISCHE ZUCHT

Die Tierzucht muss als Grundvoraussetzung für vitale, gesunde und langlebige

Tiere erkannt und als solche angewandt werden. Fütterung, Haltung, Management und tiermedizinische Betreuung bauen auf dem auf, was durch die Tierzucht als Grundlage bereitgestellt wird. Eine ökologisch ausgerichtete Tierzucht darf nicht zum Nachteil für das jeweilige Lebewesen erfolgen und zu Leiden, Schmerzen und/oder Schäden führen.

EINE ÖKOLOGISCH AUSGERICHTETE ZUCHT ORIENTIERT SICH AN:

- » regional angepassten Populationen (Erbe-Umwelt-Wechselwirkung)
- » ethisch, ökologisch und ökonomisch langfristig tragbaren Zuchtzielen
- » einem an biologischen Funktionen orientierten Phänotyp (keine Schauzucht)
- » einer für das Tier und die entsprechende Umwelt vertretbaren Leistung
- » einer hohen Produktqualität, welcher die Quantität untergeordnet ist.

MERKMALE EINER ART- UND WESENSGEMÄßEN MILCHVIEHZUCHT

1. Konstitution und Gesundheit

Eine wesentliche Anforderung an ein gesundes, problemloses und daher langlebiges Haustier ist eine stabile Konstitution. Sie muss eine gute Basis für die gewünschten Leistungseigenschaften bilden. Eine gute Konstitution (erblich bedingte Fitness) garantiert eine hohe Anpassungsfähigkeit, eine hohe Fehlertoleranz (Fütterungs-, Haltungs-, Managementfehler) und damit eine stabilere Leistung ohne Überforderung des Tieres.

2. Biologisch funktionelle Merkmale

Das Exterieur, also das äußere Erscheinungsbild, unserer Haustiere muss den Naturgesetzen entsprechen, indem die Funktion die Typenausprägung bestimmt – vergleichbar mit dem Sport oder Automobilbau, wo es für verschiedene Funk-

tionen (Gewichtheben oder Marathonlauf, Rennwagen oder Lastwagen) unterschiedlichste Typen gibt. Bei der Berücksichtigung dieser Zusammenhänge sind die Funktionalität des Tieres und das perfekte Zusammenspiel des gesamten Körpers gewährleistet, dies ist eine weitere Grundlage für eine gute Nutzungsdauer (form follows function).

3. Hohe „Lebensleistung“

Der gesamte Leistungsenergieumsatz eines Tieres innerhalb seiner individuellen Lebensspanne ist erfassbar mit der Lebensleistung. Sie ist ein Merkmal, welches alle anderen wichtigen Merkmale in ihrer Ausprägung und Kombination in einer für das Tier optimalen Art und Weise erfasst. Wesentlich ist eine hohe Lebensleistung von verwandten Individuen über mehrere Generationen. Damit ist sichergestellt, dass dieses Merkmal innerhalb der Familie fest verankert ist und an die folgende Generation weitergegeben wird. Sowohl von der männlichen als auch von der weiblichen Seite sollten die anzupaarenden Tiere aus solchen Familien oder Zuchtlinien stammen. Bei der Anpaarung werden damit die Konstitutions- und Leistungseigenschaften von beiden Elternteilen an die Nachkommen weitergegeben. Mehrere dieser Familien oder Zuchtlinien, die nicht miteinander verwandt sind, werden im Rahmen eines Zuchtprogramms rotationsweise miteinander angepaart.

In der Praxis existiert ein solches Zuchtprogramm, mit dem zum Beispiel die „Arbeitsgemeinschaft für Rinderzucht auf Lebensleistung“ sowie weitere Schwesterorganisationen erfolgreich arbeiten.

4. Vernetzung ökologisch relevanter Merkmale – „Ökologischer Gesamtzuchtwert“ statt „Wegwerf-Kühe“

Nimmt man die Lebensleistungszucht als Grundlage beziehungsweise Vorbild, dann besteht die Möglichkeit, aus den von der Leistungskontrolle erfassten Merkmalen

eine gezielte Auswahl zu treffen. Diese Merkmale werden dann entsprechend gewichtet und es erfolgt eine adäquate Zuchttierauswahl.

Dabei spielen in der Rinderzucht die funktionalen Merkmale wie zum Beispiel das Durchhaltevermögen innerhalb der Laktation (Persistenz), Leistungssteigerung von Laktation zu Laktation, Nutzungsdauer, Kalbeverhalten, Verbleiberaten, Klauen- und Gliedmaßengesundheit, Euterqualität und Fruchtbarkeit sowie deren Gesamtgewichtung im Zuchtwert eine entscheidende Rolle. Die Berücksichtigung der Dauerleistungsveranlagung beugt einer Bevorzugung von frühreifen Extremtypen vor und verhindert eine Zucht auf „Wegwerfkühe“.

Diese Kriterien liegen dem „Ökologischen Gesamtzuchtwert“ zu Grunde, der in Süddeutschland bei Fleckvieh, Braunvieh und Gelbvieh angewandt wird und von einer Arbeitsgruppe der ökologischen Anbauverbände Bayerns zusammen mit Mitarbeitern der Landesanstalt für Tierzucht Grub unter der Leitung des Autors entwickelt wurde.

FAZIT

Eine ökologische Tierzucht muss
 » ethisch vertretbar
 » ökologisch nachhaltig
 » ökonomisch erfolgreich
 sein als Grundlage für gesunde, schmackhafte Lebensmittel. «

» ANMERKUNGEN:

In der Schweiz wurde im Jahre 2000 in Anlehnung an diesen Ökologischen Gesamtzuchtwert ein auf Schweizer Verhältnisse angepasster Ökologischer Gesamtzuchtwert für die biologisch wirtschaftenden Betriebe unter Leitung des Autors eingeführt und mit Erfolg angewandt. So ist zukünftig eine länderübergreifende ökologische Zuchtarbeit möglich.

Kontaktadresse:

„Arbeitsgemeinschaft für Rinderzucht auf Lebensleistung“ und „Europäische Koordinationsstelle der Lebensleistungsorganisationen“
 Dr. Günter Postler, Herrmannsdorf 7, D-85625 Glonn
 Tel.: (0049) 8093/2866
 Fax: (0049) 8093/904749

Literatur:

- » Bakels, F. und Postler, G., 1986: Grundlagen einer Rinderzucht auf Lebensleistung. In: Ökologische Tierhaltung, Alternative Konzepte, Verlag C.F. Müller GmbH, Karlsruhe; 53: 81–88
- » Burgstaller, A., 2002: Mit weniger Leistung mehr verdienen. In: Arbeitsgemeinschaft Österreichischer Lebensleistungszüchter; Rundbrief 1/2002
- » Haiger, A., 2001: Besinnung und Umkehr sind notwendig. Sonderdruck aus: Aktives Land, 4/2001
- » Postler, G., 1999: Verlässliche Dauerleistung statt fragwürdiger Höchstleistung: Ökologische Rinderzucht. Ökologie und Landbau, 4: 11–15
- » Postler, G., 2000: Grundsätze einer ökologischen Tierzucht. Ökoherz Forum 2/2000; 6-7
- » Postler, G., 2002: Naturgemässe Rinderzucht, München
- » Sommer, H., 1996: Intensive Tierproduktion ist unverantwortlich, in: Ökologie und Landbau, 4, 48

Die Zeit für's Essen – ein Teil unserer Lebenszeit

Wir alle sind täglich mit Essen beschäftigt, der Eine mehr, die Andere weniger. Essen braucht Zeit. Jeden Tag, ein Leben lang. Das war schon immer so und wird so bleiben. Jedes Leben erfordert Zufuhr von Nahrung; aus Fremdem wird Eigenes. Dieser Stoffwechsel ist ein Merkmal für Leben; Stillstand bedeutet Lebensende.

Für viele Menschen in Wohlstandsgesellschaften wie der unseren, erscheint es „natürlich“, dass zu jeder Zeit Essen verfügbar ist. Wer nimmt sich noch Zeit für's Essen; wen kümmert dies? Die Zeit ist knapp, und es gibt viel wichtig Erscheinendes. Alles wird schneller, so auch das Essen (fast food). Nehmen sie sich Zeit, um über die „Zeit für's Essen“ nachzudenken.

ESSEN – PHYSIOLOGISCH- RHYTHMISCHE NOTWENDIGKEIT

Aus der Sicht des menschlichen Organismus gibt es keine freie Zeit. Immerwährend sind unsere Organe aktiv und dazu benötigen sie ununterbrochene Zufuhr an Energie und Nährstoffen. Bedingt durch eine entsprechende physiologische Ausstattung müssen Menschen trotzdem nicht ständig essen. Die biologischen Hunger-Signale melden „Mensch braucht

wieder Nahrung!“ und die der Sättigung zeigen an, dass die Vorratsbehälter gefüllt sind. Die Zeitabstände zwischen dem Essen betragen physiologisch etwa 4 bis 6 Stunden. Historische und internationale Vergleiche zeigen, wie flexibel der Organismus des Menschen ist. In Überflusssituationen kann auf Vorrat gegessen werden, während in den Hungerzeiten vom „Vorratsspeck“ gezehrt wird. Diese Flexibilität befähigt uns, das Leben so zu organisieren, wie wir es kennen. Die Biologie gibt das Grundmuster vor, Menschen sind als Individuum und als Gruppe fähig, diesen vorgegeben Rahmen auszugestalten und zu kultivieren. So entwickelten sich die uns bekannten Mahlzeitenmuster. Nach der langen Nacht, der Ruhe- und Erholungsphase ohne Essen, wird morgens dieses „Fasten“ gebrochen; die Engländer nennen das Frühstück breakfast. Nach erfolgter Sättigung beginnt am Vormittag die erste Arbeitsphase, die am Mittag unterbrochen wird, um beim Mittagmahl den Hunger zu stillen und

sich zu erholen. Diese Abläufe setzen sich fort. Die physiologischen Tagesverlaufskurven sind wissenschaftlich belegt; und es gibt entsprechende Empfehlungen über die Verteilung der Haupt- und Zwischenmahlzeiten über den Tag.

So unterliegt das Essen, wie jegliches menschliches Handeln, wissenschaftlich ausgedrückt biopsychosozialen Regeln. Die Basis ist die Biologie, die eigenen und gesellschaftlichen Erfahrungen, gepaart mit Beobachtung und Berücksichtigung sonstiger Abläufe in der Natur (wie z.B. Tag-Nacht-Rhythmus und Arbeits- und Ruhephasen), führten zu den gesellschaftlich-kulturellen Regelungen des täglichen Essens, die uns vertraut sind. In unseren Terminkalendern haben Essenszeiten einen festen Platz.

MAHLZEITEN – UNSERE ESSENSZEITEN

Für Deutschland war und ist das Drei-Hauptmahlzeiten-Schema gültige Tradition. Fast jeder Deutsche nimmt täglich Frühstück, (warmes) Mittagessen und (kaltes) Abendessen ein. In vielen Bevölkerungsgruppen ist vorwiegend am Wochenende als vierte Mahlzeit der Nachmittagskaffee zu finden. Während der Woche ist besonders bei Berufstätigen ein zweites Frühstück üblich. Zwischenmahlzeiten, die Snacks und Naschen einschließen, sind bei vielen Personengruppen anzutreffen, doch sie nehmen statistisch gesehen langsamer zu, als häufig betont wird. Durchschnittlich essen Deutsche täglich 3,5 Mahlzeiten.

Die Hauptmahlzeiten erweisen sich als stabil. Das warme Mittagessen ist besonders am Wochenende für die Deutschen weiterhin die Hauptmahlzeit. Von ihr wird erwartet, dass es eine warme, zubereitete Speise ist; sie soll umfangreich und sättigend sein und aus verschiedenen Komponenten bestehen.

Das Mittagessen wird meist zwischen 12:00 und 13:15 Uhr und das Abendessen zwischen 18:00 und 19:30 Uhr eingenommen. Das gilt auch am Wochenende, allerdings lässt man sich dann etwas mehr

Zeit. Das Frühstück zeigt die größten zeitlichen Variationen, die allerdings hauptsächlich von externen Faktoren abhängen, wie Arbeits- und Schulbeginn sowie dem Zeitaufwand fürs Pendeln.

Die Natur – die Physiologie – erfordert eine Balance zwischen Arbeits- und Ruhephasen. Das gilt einerseits für den täglichen Ablauf; und Essenszeiten sollten Erholungsphasen sein. Der Tag- und Nachtrhythmus (die hellen und dunklen Stunden am Tag) prägt diese Phasen. Der Alltagsrhythmus wird überlagert durch längere Arbeitsunterbrechungen bzw. Erholungszeiträume. Eine spezielle physiologische Begründung für unseren 7-Tage- bzw. Wochenrhythmus mit dem Sonntag als Ruhetag, kann nicht belegt werden, nur das Prinzip solcher Aufteilungen. Interessant ist, dass solche Wochenrhythmen in fast allen Kulturen der Welt Tradition haben, wenngleich der Ruhetag nicht immer der Sonntag sein muss oder nicht so genannt wird. Aus Gründen der globalen Kommunikation sind Kalenderübereinkünfte notwendig. Die Zeitverwendung an Wochentagen unterscheidet sich von der an den Wochenenden; dabei wird der Samstag anders genutzt als der Sonntag. Diese Unterschiede zwischen den Wochentagen spiegeln sich immer noch in den Speiseplänen wieder. An den Wochentagen gibt es einfacheres Essen und am Sonntag bei vielen noch den Sonntagsbraten. Früher hatte das üppigere Sonntagsmahl, ähnlich wie das Feier- und Festtagsessen, auch die Funktion des Ausgleiches zu erfüllen („Saure Wochen, frohe Feste“). Im Alltag wurde gespart, damit die Versorgung langfristig gesichert blieb und die Vorräte nicht überstrapaziert wurden; am Sonn- und Feiertag, konnte man sich mehr gönnen.

ESSENSDAUER UND ESSENSORDNUNGEN

Die Zeitdauer für die Nahrungsaufnahme, die Zeit zum Essen, hängt von der

Menge ab, die wir essen, und von der Essgeschwindigkeit. Hierbei zeigen sich, statistisch gesehen, geringe Unterschiede: Jeder Mensch isst täglich 50 bis 90 Minuten (s. Abb.1). Zweifelsohne lassen sich manche Menschen mehr Zeit beim Essen, während andere schnell essen. Es gibt Hinweise, dass durch schnelles Essen die Signale der Sättigung zu spät registriert werden und dies ein Faktor für Übergewichtigkeit darstellt. Ob darüber hinaus schnelles Essen als „unge-sund“ klassifiziert werden muss, ist nicht wissenschaftlich empirisch belegt.

Die Zeiten des Essens – die Mahlzeiten – dienen nicht nur der Befriedigung physiologischer Bedürfnisse. Das Essen spiegelt Lebensordnungen wider und Mahlzeiten sind Zeiträume für Kommunikation. Durch entsprechende Übereinkünfte wird die verfügbare Nahrung in der Gemeinschaft aufgeteilt. Es gibt Regeln für das Essen am Familientisch und für andere Essens-Situationen (bei Einladungen, bei Feiern, im Restaurant usw.). Es gibt Ordnung am und auf dem Tisch bzw. auf dem Teller; die Reihenfolge der verschiedenen Speisen ergibt ein Menu; und insgesamt ergibt sich die „Küche“ der Lebensgemeinschaft. Zur Mahlzeit gehört auch der gedeckte Tisch, der entsprechende Raum und das Ambiente am und um den Tisch herum. So wird die „Küche“ zum Teil der Lebenskultur von Menschen. Sich Zeit zum Essen zu nehmen, gemeinsam zu essen, befördert das Wohlfühl, modern „Wellness“, und dies stellt einen sinnvollen Beitrag zur Gesunderhaltung dar. Diese plausible Hypothese kann durch traditionelle Gesundheitsregeln unterstützt werden, nicht jedoch durch entsprechende wissenschaftliche Studien.

Voraussetzung für das Essen, ob allein oder gemeinsam, ist, dass alles vorbereitet und angerichtet ist. Nur kurz-sichtig und eng betrachtet, ist heutige „Fertigkost“ immer verfügbar, so als müsse man sie nur aus dem Supermarkt mitnehmen; in Realität muss alles Essen erst zur Verzehr-fertigkeit gebracht werden.

ZEIT FÜR PLANEN UND VORBEREITEN

Noch im 19. Jahrhundert waren die meisten Haushalte im ländlichen Raum angesiedelt und hatten einen hohen Grad der Selbstversorgung. Die Essenplanung bei solchen Lebensweisen begann bereits auf dem Hof und dem Feld. Was zum Leben gebraucht wurde, zum Verzehr und zum Tausch, wurde auf den Feldern gesät bzw. angepflanzt und in den Ställen bzw. Weiden gehalten. In den heutigen (städtischen) Haushalten gibt es dies praktisch nicht mehr, sondern die Kette der Aufgaben, die zum Essen führen – die Beköstigung – beginnt mit Speiseplan und Einkaufszettel. Es wird Zeit benötigt, Informationen zu beschaffen und zu verarbeiten; wie z.B. das „Studium“ der Anzeigen, Werbematerialien, Kochbücher, Frauenzeitschriften usw. Das Einkaufen der Lebensmittel sowie der Tisch- und Küchen-utensilien verschlingt weitere Zeit, ebenso die weiteren Aufgaben der Beköstigung, die Zwischenlagerung der Lebensmittel und Speisen; die eigentliche Zubereitung des Essens; das Tischdecken und -abräumen und schließlich das geordnete Entsorgen der Reste.

Die verschiedenen Aufgaben der Essensvorbereitung sind in der Gesellschaft unterschiedlich verteilt. So gilt traditionell der Mann als der Ernährer der Familie, d.h. er verdient durch Erwerbstätigkeiten Geld, damit der Haushalt durch unbezahlte Familientätigkeit geführt werden kann, letzteres wird auch heute noch vorwiegend von Frauen geleistet. Die traditionellen Rollenverteilungen zeigen sich in den verschiedenen Anteilen des Zeitbudgets für die Beköstigung; bei Frauen sind es etwa 80 Minuten täglich, während es bei Männern nur 20 Minuten sind (Abb. 2).

Statistisch gesehen werden auch heute noch in Deutschland 85 % der Mahlzeiten im privaten Haushalt eingenommen. Durch die technisch industrielle Entwicklung wurde es für den privaten Haushalt möglich, viele Teilaufgaben für die Herstellung

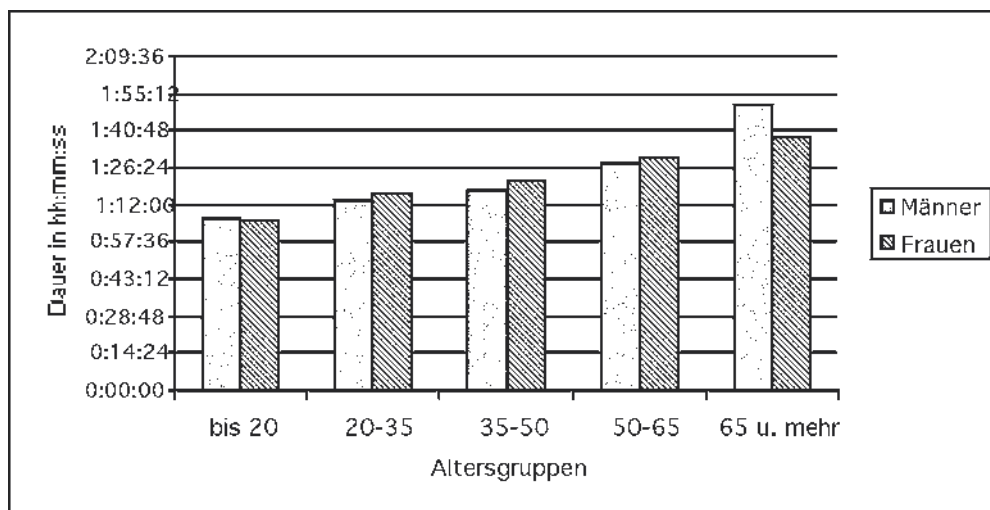


Abb. 1. Zeitdauer des Essens (pro Person) (aus Claupein et al, 2001)

von Mahlzeiten auszulagern. Durch die Nutzung von teil- und vorgefertigten Erzeugnissen hat sich die Zeit für die Beköstigung einer Hauptmahlzeit drastisch verringert. Waren es in den 30er Jahren noch etwa 2,5 Stunden, so sind es heute teilweise nur noch wenige Minuten. Durch den Einsatz von Lieferservice-Einrichtungen werden Beköstigungszeiten von knapp 10 Minuten für das Jahr 2010 prognostiziert.

WACHSENDER ERNÄHRUNGS-ANALPHABETISMUS

Der Zeitgewinn für die Mahlzeitenbereitung geht einher mit einem Verlust der Kompetenz der Verbraucher über den Umgang mit Lebensmitteln. Immer weniger Personen können die Lebensmittelqualität der Ausgangsware erkennen und beherrschen die Grundtechniken der Lebensmittelzubereitung. Das betrifft vor allem die jungen Generationen in allen hochentwickelten Ländern. Es gibt immer mehr „Ernährungs-Analphabeten“. Diese Entfremdung vermindert die Orientierung, die andererseits umso wichtiger wird, je mehr Informationen von außen und je mehr Ratsschläge auf Verbraucher einströmen und je größer die Lebensmittelvielfalt wird.

Kennt man die Lebensmittel nur aus den modernen Supermärkten, so kann man vergessen, dass sie alle biologischen Ursprungs sind, aber alle haben Vorgeschichten und bauen sich auf Vorleistungen auf, die in der Gesellschaft in unterschiedlicher Form organisiert werden. Das in den Einkaufsstätten und Supermärkten wahrgenommene ständig verfügbare breite Angebot ist das Ende immer länger werdenden, wahrlich globaler Nahrungsketten, bei denen viele Wirtschaftszweige beteiligt sind. Für diese Dienste brauchen wir nicht unmittelbar Zeit, doch wir müssen dafür einen Teil unseres Einkommens aufwenden, d.h. einen Teil unserer Arbeitszeit.

REVOLUTIONIERUNG DER NAHRUNGSKETTE

Die Basis der Lebensmittelproduktion ist das Leben von den Pflanzen und Tieren, die sich Menschen als Grundlagen für ihre Nahrungsversorgung ausgewählt und entsprechend „kultiviert“ haben, also unseren Ansprüchen gemäss, in ihrer Natur verändert (gezüchtet) haben. Dabei bleiben die Grundsätze der Biologie gültig. Pflanzen haben bestimmte Zeiten zur Aussaat, zur

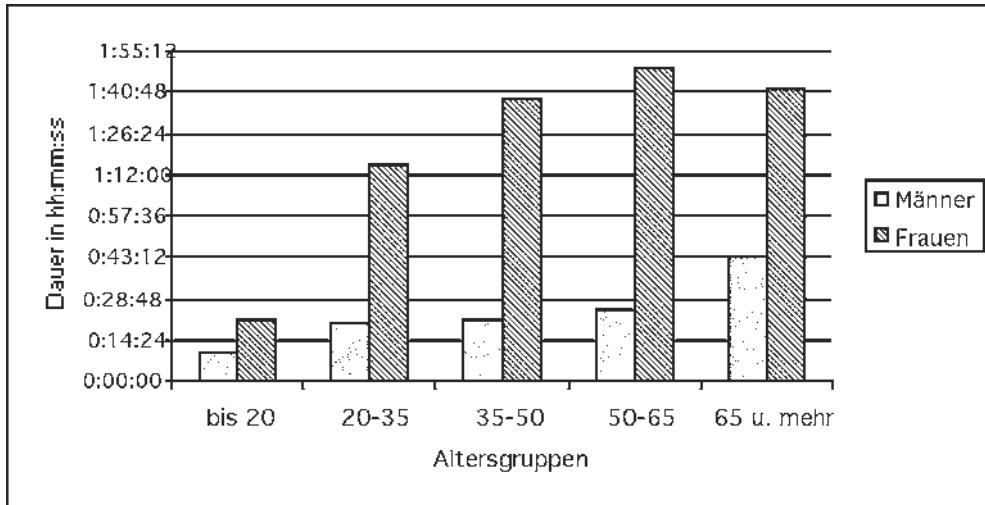


Abb.2 Zeitdauer der Beköstigung (pro Person) (aus Claupein et al, 2001)

Reife und der Ernte. Ähnlich müssen Tiere geboren, aufgezogen und zur Schlachtreife gebracht werden. Früher war die Agrarproduktion vollständig naturabhängig, und die Ernährungsprobleme begründeten sich darin, dass nicht immer genügend produziert werden konnte, sondern dass die Erträge auch nicht immer über die Zeit – übers Jahr – von einer Ernte bis zur nächsten – richtig zu verteilen waren. Es war Aufgabe der Gemeinschaft – vom Vater Staat bis hin zum Familienvater –, die Lebensmittel über die verschiedenen Zeiten und Räume zu verteilen und somit Nahrungssicherheit zu erzielen.

Die modernen Wissenschaften haben die gesamte Nahrungskette revolutioniert und damit in den Industriestaaten die Zeit- und Raumabhängigkeit der Ernährung gemildert. Die Grenzen der Natur können durch „künstliche“ Mittel verschoben werden. Die mindere Bodenqualität wird durch Kunstdünger kompensiert; gegen das „schlechte“ Wetter schützt das klimatisierte Gewächshaus; es gibt künstliche Bewässerung, usw. Analoge Fortschritte gibt es bei der Tierhaltung. Technisch ist es bereits möglich, „bodenlos“ Lebensmittelrohstoffe zu produzieren (z.B. Zell- und Aquakultur). Welche Formen der Produktion gewählt

werden, ist stark abhängig vom Geld. Das System, das im Augenblick wenig Zeit und Mittel kostet, wird favorisiert. Die Naturmittel (Klima, Boden, usw.) sind ebenso ungleich verteilt wie Preise für Betriebsmittel (Energie) und die Löhne. Gemäß der gültigen Wirtschaftsordnungen, der Technisierung der Nahrungsketten und des globalen Wettbewerbes ergeben sich zur Zeit für Verbraucher in Deutschland sehr kostengünstige Lebensmittel. Der Durchschnittsbundesbürger benötigt nur noch ca. 15% des Einkommens bzw. seiner Erwerbsarbeitszeit, um sich mit Speis und Trank zu versorgen.

Die aufgezeigte Entwicklung scheint zur Vereinheitlichung von Lebenswelten zu führen. Das betrifft die Esskultur („MacDonaldisierung“ oder „Weltbürger essen Welt-Burger“), aber auch andere (Pop-) Kulturen, leider jedoch weniger bis gar nicht die Dimensionen der sozialen Werte. Noch allerdings gibt es deutliche räumliche und zeitliche Unterschiede in den Ernährungsgewohnheiten. So ist der Saisonkalender für die Agrarprodukte in unserer Klimazone im Lebensmittelmarkt erkennbar und somit auch die saisonale Küche. Es gibt Frühlingssuppen, Spargel- und Erdbeerzeiten; die Feiertage im Jahresablauf haben ihre

Eigenarten auch hinsichtlich der Speisen.

Wie lange wird dies noch so sein? Die „Zeitreise“ um das Essen soll mit einigen Anmerkungen zur zeitlichen Entwicklung – dem Trend im Essen – enden.

ENTRHYTHMISIERTES ESSEN

Wir sollten uns erinnern, wenn wir nach vorne blicken wollen. Die Generationen unserer Vorfahren, noch die im 20. Jahrhundert, erlebten Zeiten der Knappheit und des Hungers. Es war nicht selbstverständlich, dass die Ergebnisse der Bemühungen im landwirtschaftlichen Jahr, die diesjährige Ernte, bis zur nächsten für alle reichte. „Ernte-Dank“ beruhte auf sinnlichen Erfahrungen, nämlich dem Wissen, was Hunger bedeuten kann. Man konnte die Jahre des Überflusses dankbar annehmen, denn zu den Weisheiten, die wahrlich biblisches Alter haben, gehörte: „Auf sieben fette Jahre, folgen sieben magere“.

Die früher überlebens-notwendigen Ordnungs- und Kontrollfunktionen der Mahlzeiten bzw. allgemein der Zeitordnungen erscheinen der modernen Gesellschaft als Hindernisse. In einer globalen Welt, in der Raum und Zeit aufgehoben erscheinen, in der ständig alles immer bequem funktioniert, in der „Warten“ bzw. Stillstand und Einhalten als Rückschritt empfunden wird, hindern traditionelle Regeln. Das Symbol für die neue Zeit ist das Internet. Zu jeder Zeit ist es aktiv – 24 Stunden an 7 Tagen der Woche („24/7“ – als Signet dafür).

Das moderne Management versucht, Tages-, Wochen- und Jahresrhythmen aufzubrechen und flexibel zu gestalten. Warum nicht Sonntagsbraten bereits am Mittwoch essen!? Die Saison wird gedehnt; Weihnachten beginnt im Herbst; an manchen Orten gibt es bereits Weihnachtsmärkte das ganze Jahr, wie z.B. in Lauscha/Thüringen und Rothenburg o.d.T. Aus einem Schokoladen-Osterei wurde das Überraschungs-Ei als Ganzjahresartikel, bei dem das ursprüng-

liche Lebensmittel (Schokolade) zur Hülle und Verpackung degradiert wurde.

LEBEN GEGEN DIE INNERE UHR?

Situationen des Überflusses bzw. der Übersättigung an Lebensmitteln fordern die Anbieter heraus, den Appetit von satten Menschen zu wecken. Es ist Aufgabe des Marketings zu propagieren, dass die früheren Schranken nicht mehr gelten. Man muss sich nicht zum Essen an einen Tisch setzen; gemeinsames Essen ist „out“; der moderne Mensch is(s)t spontan und wartet nicht, bis die Essenszeit kommt, sondern er isst dann, wenn er etwas vor sich sieht. Und das ist überall. Wo gibt es bei uns noch „essfreie“ Zonen? „Just in time“, sofort (instant), ohne zu warten, ohne stehen zu bleiben; essen on the run, aus der Hand essen; „take-away“ food – das sind Schlagworte, die weg von Esskultur führen. So werden moderne Menschen wieder zu „natürlichen“ Instinktessern, d.h. ohne (be)sinnliche Kontrolle. Von unserer Natur aus sind wir durch unsere Gene programmiert, möglichst dann zu essen, wenn Essen sichtbar ist, und uns möglichst wenig körperlich zu bewegen. Wer dies gut kann, der hatte Selektionsvorteile in der Evolutionsgeschichte. Im Verlaufe unserer Zivilisation lernten wir Ess- und Tischkultur; die Kultur des Planens und Wartens. An die „Schlaraffenland-Situation“, in der Menschen erst seit wenigen Generationen leben, ist unsere Physiologie nicht angepasst. So gibt es bei uns viele Zivilisations- und „Zeit“-Krankheiten. Zu viele Menschen werden zu fett und zu träge. Der Körper hatte früher eine Funktion, er diente zum körperlichen Arbeiten. Diese „natürliche“ Funktion hat er nicht mehr, er verliert an Form. So müssen wir künstlich etwas dafür tun; der Markt bietet viele Angebote, den „body“ zu „builden“ und zu „stylen“.

Noch gelten die Physiologie und ihre Regeln; dazu gehören auch die zeitlichen Rhythmen – die „innere Uhr“ der Stoff-

wechselaufläufe; die Balance zwischen Aktivität und Ruhe. Zu den modernen Entwicklungen gehört zu versuchen, auch diese Grenzen zu überwinden. Die „äußeren Uhren“ des (Welt-)Marktes, die alle Grenzen und Barrieren abbauen wollen, nehmen immer weniger Rücksicht auf die „inneren Uhren“. „Zeit-Unverträglichkeiten“ (Desynchronisationen zwischen innerer und äußerer Uhr) sind Stressfaktoren und haben Anteil an der Zunahme der Krankheiten unserer Zeit. Es wird versucht, die Physiologie zu „optimieren“ – durch entsprechende die „Aktivität“ regulierende Mittel (von functional food bis hin zu „Doping“) und durch „genetic engineering“. Die Maschinen (Automaten) wurden im Zeitalter der Technik bereits an die „Zeitbedürfnisse“ des Marktes angepasst. Die Zukunft könnte bestimmt werden von der Anwendung biologischer und auch sozialer Techniken, und damit der marktgerechten Zeitgestaltung der Lebewesen und Menschen.

Gedanken zu und über die Zeit; das Empfinden der Zeit und der Zeitknappheit sind auch subjektiv; und die Klagen darüber haben ebenfalls Tradition, wie die beiden folgenden Gedichte zeigen sollen.

DER ARBEITSMANN

Wir haben Arbeit ein Bett,
wir haben ein Kind.
Mein Weib!
Wir haben auch Arbeit,
und gar zu zweit.
Und haben die Sonne und Regen und
Wind.
Uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

(Richard Dehmel, 1896)

DER FREIZEITMENSCH

Wir haben ein Hobby,
zwei Autos und viel Freude.
Mein Weib!
Wir treiben auch Sport,
und gar zu zweit.
Und haben viel Freizeit und Urlaub.
Und – irgendwann – ein Kind.
Uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

(H.W. Opaschowski, 1996)

Ob dies allerdings tröstlich ist, möge jeder Mensch selbst beurteilen, wenn er sich die Zeit nimmt, darüber nachzudenken, wer die Zeit bestimmt: Andere, wie z.B. die grauen Herren (in Michael Ende's Momo) oder wir selbst? Je schneller das Leben fortschreitet, desto wichtiger wird, dass wir überdenken, wohin wir schneller kommen wollen. Essen zeigt, dass nicht immer mehr und immer schneller wünschenswert ist, sondern das Ausgewogene in Menge und Qualität (Zeit). <<

» LITERATURHINWEIS:

Claupein E, Oltersdorf U, Walker G: Zeit fürs Essen – Deskriptive Auswertung der Zeitbudgeterhebung, in: Ehling M, Merz J u.a.: Zeitbudget in Deutschland – Erfahrungsberichte der Wissenschaft. Band 17 der Schriftenreihe Spektrum Bundesstatistik. Metzler-Poeschel, Stuttgart; Statistisches Bundesamt, Wiesbaden (2001) 202-213

STEPHAN WICHERT-VON HOLTEN

Reicher Kornbauer? – Zeitansage zum Predigttext

Da sitzt er wieder, der böse Geist auf der Brücke der Verständigung zwischen Kirche und Landwirtschaft: Der „Reiche Kornbauer“, das Gleichnis aus Lk 12,16-21.

Nun, von bösem Geist ist das Gleichnis natürlich nicht. Und doch haben die Predigten darüber in den vergangenen Jahren zu Verletzungen, Missverständnissen oder offenen, aber unverdaubaren Worten im Rundumschlag gegen die Landwirtschaft geführt. Das war geeignet, einen Keil tief in den gemeinsamen Traditionsstamm von Kirchengemeinden und ihren landwirtschaftlichen Gemeindegliedern zu treiben.

Die Zeiten sind vorbei. Seitdem sich das Verhältnis zwischen Kirchenleuten und bäuerlichen Familien dadurch verbessert hat, dass man mehr voneinander weiß und versteht, erschallt der Ruf immer lauter: Werft diesen unsäglichen Text doch endlich aus der Perikopenordnung des Erntedankfestes!

ÜBERLEBENDE SCHELTEN?

Kirchenleute fordern dies. Vielleicht, weil sie miterleben, dass Besitzstand wahrende Selbstgefälligkeit unter den Bauern ein Klischee der Vergangenheit ist; dass die Ermahnung nicht mehr die trifft, deren Verführung im Reichtum begründet ist, sondern die, die ums Überleben ihrer Höfe kämpfen – der große Kornbauer ebenso wie der kleine, redlich bemühte Biolandwirt. Die bedrohliche Formel vom „Wachsen oder Weichen“ hat erwartetermaßen keine Erlösung gebracht. Sie ist längst als eine Sackgasse entlarvt, in der man mit zunehmender Geschwindigkeit auf eine Mauer zurast. Wo so im Agrarstrukturwandel gestorben wird, wer mag da die Überlebenden schelten? Dennoch ist Ermahnendes um einer menschengerechten Landwirtschaft willen angebracht. Denn die Schere zwischen potentiell gefährdeten agrarischen Großverdienern und permanent gefährdeten Betrieben, die unterhalb des Sozial-

hilfeniveaus wirtschaften, reißt unerträglich auseinander. Gleichzeitig überdehnen wirtschaftliche Zwänge den Spannungsbogen zwischen Markt und Mensch, bis ganze Familien darunter zerbrechen.

Landwirte würden den Ausschluss des Textes aus der Perikopenordnung begrüßen, da sie Opfer einer Realität sind, die den garstigen Graben des Gleichnisses zwischen damals und heute allzu schmerzlich aufzeigt und nur den moralisch erhobenen Zeigefinger stehen lässt. War für den biblischen Kornbauern der Abriss der alten Scheunen und der Bau der neuen, sprich die Betriebsenerweiterung, noch das Sinnbild für Reichtum und Erfolg, so ist heutzutage jede Großinvestition gleichzeitig ein betriebsgefährdendes Risiko und ein unabdingbares Muss. Landwirte sehen sich genötigt, in immer kürzeren Zeitabständen ihre Betriebskapazitäten und damit die Arbeitsspirale zu steigern, um ein gleiches Einkommen zu erwirtschaften. Jedoch wird das, was vorne

hereinkommt, hinten durch die steigenden Kosten wieder aufgefressen. Trotz immer mehr Betrieb bleibt immer weniger Verdienst übrig. Reich im biblischen Sinne wird dabei längst niemand mehr.

Also, weg mit dem Text, der so schlecht in die unsäglichen Realitäten passt?

EIN SEHNEN NACH RUHE UND UNABHÄNGIGKEIT, ...

Ich werde es nicht tun. Denn ich glaube, dass dieser Text gut in die Agrar-atmosphäre und in die Wirklichkeit unserer Gesellschaft passt. Hinter dem inneren Dialog zwischen dem Kornbauern und seiner Seele (Vers 19) scheint eine tiefe Sehnsucht auf. Ein Sehnen in den Stuben der Höfe, in den Gremien der Berufsstände, durch die Aktionen der bäuerlichen Öffentlichkeitsarbeit hindurch und im Werben um eine gerechte Agrarpolitik. Es erhebt sich wie ein stummer Aufschrei, der nach einer Atempause, nach Ruhe verlangt, einem Wieder-zu-Kräften-Kommen: „Wann hat die liebe Seele endlich einmal Ruhe?“

Der biblische Kornbauer war der Natur und der Segenswirksamkeit Gottes in seiner Arbeit gänzlich ausgeliefert. Und nun ist er so reich beschenkt worden, dass er sich aus der Unverfügbarkeit der Natur- und Gottesabhängigkeit vielleicht für Jahre entziehen könnte. Er wollte den Segen in Scheunen sperren. Segen so portionieren, dass ihm Missernten, Dürre oder Regenfluten nichts mehr anhaben könnten. Reichtum war für ihn nicht, alles haben, sich alles leisten zu können. Sein Reichtum bestand darin, sich als Geschöpf aus der Abhängigkeit vom Schöpfer frei kaufen zu können, dem Leben mit seinen Widrigkeiten in den Geldbeutel zu entkommen. Und eben dies ist eine Narretei: Reichtum bringt nicht die ersehnte Erlösung durch Abkehr von der Realität. Erlösung gibt es nur im Angesicht Gottes, auf Augenhöhe mit dem Leben. Nun werden Landwirte fragen: Was kann ich denn an den politischen und wirtschaftlichen Realitäten ändern?

Mich rettet doch nur das Geldverdienen! Und hier weist Christus auf einen Holzweg hin, den wir gerne beschreiten: Wir geben das Leben in andere Hände und üben uns als Opfer, statt Herausforderungen zwischen Bangen und Hoffen, zwischen Scheitern und Gelingen zu begegnen.

Wer den Markt zur Religion über seine bäuerliche Existenz erhebt, der wird zu spüren bekommen, wie gnadenlos, ohne Vergebung dieser Herr ist. Und mit welcher argumentativen Willkür seine Hohepriester an Börsen, in der EU und der WTO ihre Glaubensdogmen verfechten. Wer fordert: Die Liberalisierung des Marktes wird es schon richten, erhofft sich selbst die Sonne der Gerechtigkeit, aber betet einen breiten Schatten herbei, der viele im Dunkeln stehen lässt. Also, wenn heute Nacht z. B. die Sicherheit der Einnahmen aus der Zuckermarktordnung von diesen Rufnern genommen wird, wem wird ihr Hof dann gehören?

Haben die Landwirte die Abhängigkeit von der Natur gegen die neue Abhängigkeit vom Wohlgefallen des Marktes eingetauscht?

... NACH STÄRKUNG

Die Bauern heutiger Tage klagen nicht mehr wie ihr biblischer Kollege. Sie verstehen sich als von der Natur abhängig. Vielleicht gerade wegen der maschinellen und biotechnischen Möglichkeiten erleben sie besonders stark, dass immer noch eine andere Hand etwas dazugeben muss, damit Landwirtschaft gelingt. Ihr Klagen angesichts überfluteter Felder oder des fehlenden Regens ist nicht der Aufschrei der leidenden Seele. Mich wundert eher die Seelenruhe, die aus den Regenopfern verstehende und mitfühlende Fluthelfer für die werden ließ, denen die Elbe die ganze Lebensernte weggerissen hatte.

Vielen Pastorinnen und Pastoren fällt mittlerweile auf, wie sich unter „ihren“ bäuerlichen Familien ein Schweigen der Erschöpfung aus Krisenjahren und dem anstrengenden Werben um die Verbrau-

chergunst ausgebreitet hat. Die Sehnsucht der bäuerlichen Seele nach Ruhe, nach veröhnendem Essen und stärkendem Trank, nach Auskommen mit dem Einkommen, lässt immer noch viele bäuerliche Familien die Hände falten, im Gebet um gutes Wetter und Gedeihen von Pflanzen und Tieren. Aber ihre eigentlichen Fragen, nicht zuletzt an die Kirche, kreisen darum, wie kann man den Markt bedienen und dabei Mensch und eine Familie bleiben? Wann endlich muss man sich nicht mehr vor einer Tierseuche fürchten, die mit einem EU-weiten, vernünftigen Impfprogramm eingedämmt werden könnte? Wann endlich steht auch Kirche um der Tiere und um der Menschen willen auf, um auf eine Änderung der EU-Impfpolitik zu drängen?

Der Geflügelpest flog die Angst voraus. Sie hat fast alle Höfe erreicht und wurde in Zwangsmaßnahmen greifbar. Als die Medien berichteten, dass die Hühnergrippe auch für Menschen gefährlich sein könne, setzte die seit BSE bekannte Markt-Mechanik ein. Die Verbraucher waren verunsichert und reagierten mit Kaufverzicht. Eine ganze Reihe von Betrieben hat dies in der Existenz bedroht, gerade die kleinen und gerade die, die sich mit gewagtem Investitionsaufwand um tiergerechtere Haltesysteme bemühten. In vielen Betrieben liegen in den Scheunen längst keine Rücklagen mehr aus den Vorjahren. Dauern die Durststrecken zu lange, kommen die Betriebe nicht mehr auf die Füße. So waren einige Geflügelbetriebe gezwungen, über die Wochen und Monate gleich mehrere Generationen von Tieren zu „entsorgen“, die nicht vom Markt nachgefragt wurden. Und es ist trotz öffentlicher Informationen der Verbraucherverbände nicht gelungen, die Verbraucher zum Überdenken ihres Kaufverhaltens zu bewegen.

PROZENTE, PRO TIERE, PRO MENSCHEN

Wie lange können wir uns als Kirche noch aus solchen Marktmechanismen heraushalten, die zwischen Erzeugung und

Konsum ethisches Bemühen um Tiergerechtigkeit und Menschengerechtigkeit zur Strecke bringen.

Wenn wir im Vaterunser den Schöpfer um unser tägliches Brot anrufen, dann meinen wir dieses, gemessen am Bruttoinlandsprodukt, nur noch mit einem Ernsthaftigkeitsanteil von 11 %. Soviel des Familieneinkommens geben wir derzeit für Essen und Trinken aus. Und dies wird, angesichts der Krisen im Sozialwesen und der wachsenden Arbeitslosigkeit, noch weniger werden. Beim täglichen Einkauf von Nahrungsmitteln sparen die Menschen zuerst. Nicht weil sie übersatt wären und keinen Hunger mehr hätten, sondern weil man hier am besten Menge und eingesetztes Geld im Blick hat. Das merken auch die 20.000 Unternehmen im Lebensmittelhandel. Durchschnittlich verdienen sie 1 bis maximal 5 % an der Ware, die sie feil bieten. 87 % des Umsatzes werden von ganzen 3 Großdiscountern bestritten. So wird aus dem Futter für die Tiere das „Futter fürs Volk“, weil „Geiz geil“ ist. Wo Landwirte aus ethischer Achtsamkeit Futtermittel als Lebensmittel für ihre Tiere begreifen, damit auch für Menschen verantwortungsvoll hergestellte Lebensmittel entstehen, da tendiert der Erlös der Betriebe fast gegen null. Also macht es nur noch die Masse.

Doch Landwirte fragen sich mittlerweile kritisch, was für eine Art von Landwirtschaft sie in Zukunft noch wollen.

Ethik fordert Alle, vom Erzeuger bis zum Endverbraucher, in die Verantwortung. Die Gesellschaft zehrt von ihrer Agrarstruktur. Und sie wird sie aufzehren, wenn Verbraucher, Discounter und gesellschaftliche Vertreter weiterhin nur Preise zahlen, die den Landwirt in die Spirale zwingen, den eigenen Stall immer durch einen nächst größeren zu ersetzen. Das geht so lange, bis Landwirtschaft in die „Massentierhaltung“ gezwungen ist – eine Haltungsweise die dadurch gekennzeichnet ist, dass der Tierhalter keine Haltung mehr zum Tier entwickeln kann mit der Folge einer Beziehungslosigkeit zum Mitgeschöpf

Tier. Massentierhaltung steht für den Wahrnehmungsverlust, dass es sich bei den Lebewesen in den Ställen um Mitgeschöpfe und nicht um Nachfrage-Preis kompatible Wirtschaftsgüter handelt. Solange uns Lebensmittel nichts wert sind, sind uns auch die Tiere nichts wert, von denen sie stammen. Unter dieser Entwertung des Mitgeschöpfes leiden viele Landwirte und empfinden dieses als eine erzwungene Entmenschlichung der Landwirtschaft.

TEILEN ERWEITERT KOMPETENZEN

Die Seele der bäuerlichen Familien findet keine Ruhe, so lange eine von der Ernte entfremdete Gesellschaft gleich einem Naturereignis über die Landwirtschaft hereinbricht. Ernteentfremdung bedeutet, selbst beziehungslos geworden zu sein für die Segensgabe, für die Landwirte zwischen Saat und Ernte Sachwalter sind. Es bedeutet, Teil einer tischlosen Snackgesellschaft zu sein, in der wir Analphabeten im Umgang mit Lebensmitteln geworden sind. Vor dem falschen Umgang mit Lebensmitteln warnt uns auch der biblische Text. Korn will nicht eingesperrt werden, Segen nicht weggeschlossen sein und Einem gehören. Aus Korn will Mehl und aus Mehl will Brot werden und es bekommt seine lebensspendende Kraft eben dadurch, dass es geteilt werden kann. Wer den Umgang mit Lebensmitteln neu lernt, erlernt das Teilen, das Einteilen, das Haushalten und Vorrat halten, erwirbt also hauswirtschaftliche Kompetenz, die Leben sichert, Leben Vieler im globalen Sinn. Er gewinnt an sozialer Kompetenz, weil er sich wieder an Tischen versammelt und mit anderen redet, Sorgen und Freude teilt. Und wer das Brot wieder bricht, begreift, dass das Leben eine Herausforderung ist, die wir ohne Vergebung untereinander gar nicht mehr bestehen können. Zu dieser Vergebungskompetenz gesellt sich ein weiterer Aspekt: Die risikoethische Bewertung von Lebensmitteln. Wann muss ich ein Lebensmittel wegwerfen, weil es zu

essen für mich gefährlich würde? Früher einmal konnten wir diese Fragen in der Küche klären. Dort war alle notwendige Überlebenskompetenz versammelt. Heute verlassen wir uns nur noch auf die Prophezeiung aus Laborergebnissen und die Zufallsweisheit des Fernsehens. Die beiden letzten Institutionen gehören zu den neu errichteten Scheunen, die wir auf den Ruinen einer lebensmittelverständigen Küchengesellschaft gebaut haben. Dort haben wir die Früchte abgelegt. Und so lange wir sie dort nicht greifen können, begreifen wir sie auch nicht mehr.

All diese begreifende Kompetenz haben wir mittlerweile fast ausschließlich auf die Landwirtschaft delegiert. Sie, die bäuerlichen Familien und allen voran die Landfrauen, schelten uns nicht, sondern versuchen, uns durch allerlei Aktionen und hilfreiche Begegnungen als Verbraucher davon zu überzeugen, dass wir Narren wären, diesen Reichtum nicht zum eigenen Wohl einzusetzen. Das Bemühen der bäuerlichen Familie, berufsständischer Verbände und voran der Landfrauen, um das Verstehen und die Verständigung zwischen Erzeugern und Verbrauchern, will uns am liebsten diese Nacht noch wachrütteln aus dem Schlaf der supermarktversorgten Selbstgerechtigkeit. Denn auf dem Spiel steht nicht allein der Wert der Nahrungsmittel, sondern Wert und Würde derer, die sie heute erzeugen sollen und schließlich derer, die für Morgen als Nachwuchs für unsere Ernährung gewonnen werden müssen.

Nach Ruhe sehnt sich die Seele und findet sie doch nicht, wenn sie nach Brüssel schaut.

2004 werden die ersten Elemente einer veränderten EU-Agrarpolitik verwirklicht. Gleichzeitig erweitert sich der EU-Markt und der Kreis der Subventionsempfänger um 10 neue Beitrittsländer. Niemand weiß, wie es werden wird. Die Zukunft gerät wieder in Unsicherheit.

Dennoch, viele schöpfen Hoffnung und sehen positiv gestimmt den Heraus-

Fortsetzung S. 36

KONRAD SCHMIDT

SEHEN, WAS GEREIFT IST

Heute leben Menschen weitgehend im Bewusstsein der uneingeschränkten Machbarkeit, stolz auf ihre technischen Möglichkeiten und die grenzenlose Verfügbarkeit auch von Lebensmitteln. Erntedank als Fest im Jahreslauf zu feiern scheint da manchmal unzeitgemäß zu sein. Als Christen bringen wir jedoch etwas zum Ausdruck, was nicht verloren gehen darf: Um Gottes Segen zu bitten und ihm dankbar für die Dinge des Lebens zu sein, ist heute so sinnvoll wie früher. Es wäre eine Lebensverarmung, wenn uns dieses Bewusstsein abhanden käme.

Viele Zeitgenossen sind - ohne wirkliche Unterbrechung - rundum die Uhr durch das Jahr hindurch aktiv, eben „in action“. Was macht es aber für einen Sinn, dieses oder jenes zu tun und in Unrast immer wieder Neues anzufangen, ohne in Ruhe zu ernten und auf das Ergebnis der Arbeit und aller Mühe zu warten? Am Jom-ha-Schabbat, einmal in jeder Woche, soll der Mensch auf das sehen, was er gewirkt hat; einmal soll er in Ruhe wahrnehmen, wofür er sich in der zurückliegenden Woche gebuckelt und gequält hat. Der Mensch soll nicht ununterbrochen wie in einem sinnlosen Kreislauf „malochen“. Eingeladen sind wir vielmehr, die Arbeit aus der Hand zu legen, mit Stolz und langem Atem auf das zu sehen, was herangewachsen und reif geworden ist – mit der Kraft der Natur und dem Einsatz menschlichen Könnens. So bündeln sich beispielsweise im Herbst alle Anstrengungen im Kreislauf von Saat und Ernte, wofür der Kranz zum Erntedank steht, der uns sagt: Ein erster Beitrag zur Lebenskultur in allen Berufen und Lebenssituationen ist es, den Anfang zum Ende zu bringen und den Bogen unseres Mühens nicht ins Leere laufen zu lassen. Ohne Ernte bleiben alle Anstrengungen fruchtlos.

Ernten können heißt aber auch, dankbar zu sein. „Dankbarkeit ist das Gedächtnis des Herzens“. Oft muss dieser Satz gesagt werden, weil kurz unser Gedächtnis ist.

In unserem Zusammenleben wird vieles stumpf und blind, wenn wir selbstverständlich gedankenlos hinnehmen, was ganz und gar nicht selbstverständlich ist, dass beispielsweise unsere Bäuerinnen und Bauern Jahr für Jahr mit hohem Können und wacher Verantwortung gesunde Lebensmittel auf den Markt und damit auf unseren Tisch bringen.

Wer dankbar seine eigenen Kräfte und das Engagement Gleichgesinnter rechts und links sieht, behält Kraft und langen Atem, sich allen Widrigkeiten und alarmierenden Entwicklungen zur Wehr zu setzen und verantwortlich tätig zu sein. <<



DAS TICKEN DER STECHUHREN IST
NICHT DER WAHRE TAKT, UM MIT DEM
RÄUSCHEN DER REIFEN KORNFELDER
EINE SYMPHONIE ZU BILDEN.

forderungen entgegen. Doch auch diese fordern, dass aus gesetzlichen Vorlagen möglichst schnell in die Praxis umsetzbare, nicht ewig verunsichernde Leitlinien werden. Ob Mist oder Dünger, wie Fruchtbringend etwas eingesetzt wird, hängt vom guten Umgang damit und von der Redlichkeit der Ziele ab.

HOFFUNGSGESCHICHTEN LEBEN

Davon spricht der biblische Text: „Vom guten Umgang und von der Redlichkeit der Ziele“. Es kann nicht Sinn einer Agrarpolitik sein, und auch nicht Sinn einer Erntedankpredigt, die Seele der Landwirte in Ruhe zu wiegen und sie schlummernd zu stimmen. Gott fordert von uns immer eine gewisse Aufgeregtheit des Herzens, eine hellwache Seele, die den Herausforderungen heute für Morgen begegnen kann. Gott will Zukunft eröffnen und beweist dies durch die Auferstehung Jesus Christi, an der wir Anteil haben sollen. Gott eröffnet Segen und schließt ihn nicht weg, wie der reiche Kornbauer es wollte. Und trotz des verständlichen Rufs nach Planungssicherheit lässt sich dieser Segen nicht portionieren. Bei Fehlverhalten wird er sogar entzogen.

Beim genauen Hinschauen sehen wir, dass der reiche Kornbauer schon ein reicher Mensch ist (Vers 16). Wer aus den Zeilen hier herausliest, dass die Landwirte eine ganz ärmliche Gesellschaft wären, und die aufgeregten Seelen der bäuerlichen Familien vor allen Dingen den Seelendoktor brauchen, der irrt gewaltig. Der Strukturwandel im ländlichen Raum existiert ja nicht erst seit gestern – und er wird auch morgen nicht aufhören. Aber die bäuerlichen Familien haben trotz derer, die sich anders orientieren mussten, immer versucht, den Wandel in die eigenen Hände zu bekommen. Nicht Opfer, sondern Gestalter der eigenen Zukunft werden, ist von jeher ein bäuerliches Ideal in der Generationenverantwortung. Es geht also darum herauszubekommen, was die Bauern wirklich reich macht.

Wer genau hinschaut, merkt, dass dieser Reichtum genau in den Dingen

begründet liegt, die man nicht in Scheunen einsperren kann. Sie sind immer noch Gewährleister für die Bewahrung und Bebauung des Kulturraumes, in dem Menschen in Stadt und Land Segen widerfährt, in dem sie Atemplätze und Arbeitsplätze für die Seele vorfinden.

Bauern leben ihre Hoffnungsgeschichten selber, wo sie sich über ökologische und konventionelle Grenzen hinweg in einer Region zusammentun, sich für Schulen, und Interessengruppen öffnen und aktiv um Akzeptanz im eigenen Lebensumfeld werben. Sie beeindruckten die Gesellschaft dort, wo sie noch etwas von Familie vorleben und vom Generationen übergreifenden Wohnen, trotz aller Widrigkeiten; wo sie noch in Familienzusammenhängen denken können; wo Landfrauen, während anderswo der „Girlsday“ begangen wird, mit den Jungs in den Schulen kochen, Knöpfe annähen und das Einkaufen üben. Bäuerliche Familien entpuppen sich als kulturbefähigende Genressource, in der hauswirtschaftliche Kompetenz, Sozialfähigkeit von Esskulturen und kulinarische Traditionen abrufbar erhalten werden. Die Kulturnotwendigkeit der Bauernhöfe ist keine Ersatzlegitimation für den Erhalt der Subventionspolitik, es muss aber deutlich sein, dass diese nicht aus sich selbst heraus existiert, sondern aus der tätigen Landwirtschaft gespeist und am Leben erhalten wird.

Es ist Gottes Ziel, uns vor Verführungen zu bewahren, damit wir das Leben in die eigenen Hände bekommen. Diesem Ziel hat Christus Hand und Fuß gegeben.

Die Sehnsucht der Menschen in der Landwirtschaft ist es nicht minder, das Leben in die eigenen Hände zu bekommen. Und wenn sie nicht nur darauf allein ihre Aufmerksamkeit legen, was man in Scheunen sammeln kann, sondern sich ihrer anderen Reichtümer bewusst sind sie auch einmal sinnstiftend einsetzen – dann könnte sogar ein Reichtum entstehen, der vor Gott bestand hätte. <<

„Zeit zum Leben mit allen Sinnen“ –

Predigt zu Lukas 12,16-21

LIEBE GEMEINDE,

Erntedankfest – ich erinnere mich, wie ich früher meiner Mutter geholfen habe, unsere Dorfkirche im südlichsten Oberbayern zu schmücken. Es war eine Sache der Ehre, die schönsten Zucchini, die prächtigsten Krautköpfe, Tomaten und Gurken vor den Altar zu schleppen und kunstvoll zu arrangieren. Dazu kamen dann herrliche Sonnenblumen und strahlend violette Astern – ein Genuss für alle Sinne. Gaben anderer prüfte meine Mutter, die als Mesnerin aushalf, sehr genau. Nichts, was von Würmern angefressen oder von der Sonne verbrannte Blätter hatte, konnte vor ihren Augen bestehen. Der Dank für alles, was wir im vergangenen Jahr empfangen hatten, sollte großartig ausfallen. Nur das Schönste war es wert, dem Herrgott als eine Art Opfer dargebracht zu werden.

In vielen Kirchengemeinden ist das heute auch so: Geschmückte Altäre und Altarstufen, zufriedene Gesichter. Andere werden sich heuer sehr schwer tun, etwas zu finden, was sie als Zeichen ihrer Dankbarkeit herbei tragen könnten. Sie werden sich sehr schwer tun, sich überhaupt über das vergangene Jahr zu freuen. Die Folgen der Flut im vergangenen Jahr sind noch nicht überall überwunden, die Milliarden-

schäden keinesfalls ausgeglichen. Ausgefallene Ernten sind nicht einfach durch neue zu ersetzen, vernichtete Existenzen werden nicht von heute auf morgen wieder aufgebaut. Mancherorts haben heuer zuerst Hagel und dann Trockenheit für weitere Schäden in der Landwirtschaft gesorgt. Ich kann mir gut vorstellen, dass es da vielen nicht nach Lob und Dank zumute ist.

Wie so oft im Leben herrscht an diesem Feiertag eine ambivalente, eine gespaltene Stimmung: Einerseits Freude, über das, was in diesem Jahr auch wieder unsere Tische sich biegen lässt: Einheimische Köstlichkeiten und exotische Genüsse aus fernen Ländern. Andererseits das Wissen darum, dass nicht wenige Kinder und Erwachsene hierzulande in ihrem Zuhause, in den Grundlagen ihrer Einkünfte bedroht sind. In den armen und ärmsten Gebieten der Erde nagen Kleine und Große am Hungertuch und wissen nicht, wie sie über den nächsten Tag kommen sollen. Wenn Sie, liebe Gemeinde, heute solche gemischten Gefühle haben, dann ist das gut christlich. Denn zu unserem Glauben gehört Realismus untrennbar hinzu – eine klare Wahrnehmung von Glück und Freude, zugleich von Not und Leid.

Das Bibelwort für das heutige Erntedankfest spiegelt diesen christlichen Sinn für die Wirklichkeit sehr dramatisch wider. Es steht im Evangelium des Lukas, im 12. Kapitel:

Und er sagte ihnen ein Gleichnis und sprach: Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte gut getragen.

Und er dachte bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle. Und sprach: Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darin sammeln all mein Korn und meine Vorräte und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!

Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast? So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott. *Lukas 12,16-21*

Mich hat dieses Gleichnis Jesu von Kindesbeinen an erschreckt und fasziniert zugleich. Erschreckt hat es mich, weil der Kornbauer sich doch eigentlich vernünftig verhält. Er sät und erntet, erntet mehr, als er selbst im Augenblick braucht – das spricht für gute Planung und Bewirtschaftung. Er schafft einen Vorrat und sorgt damit für die Zukunft vor. Er ist mit seiner Familie gut abgesichert und freut sich darüber. Davon abgesehen kann er auch anderen etwas abgeben – an Bedürftige etwas verschenken, den Kunden seine landwirtschaftlichen Produkte verkaufen, an die, die sie weiter vermarkten oder direkt ab Hof, wie es heute sehr beliebt ist. Er trägt wie ein guter Bauer nicht allein zum eigenen, sondern auch zum Wohl der anderen mit bei. Solche Landwirte brauchen wir. Was um Himmels willen soll an dieser sorgfältigen Planung falsch sein?

Wir alle müssen vorsorgen: Für unser Alter, wie uns nachdrücklich und immer eindringlicher von unserer Regierung eingeschärft wird, für Krankheit oder Arbeitslosigkeit. Die Sozialsysteme werden zusehends abgebaut und wir sind mehr denn je auf unsere eigene Vorsorge angewiesen. Versicherungen haben keine Existenzprobleme, weil Bürger und Bürgerinnen unseres Landes sich gegen tatsächliche Gefahren und alle mögliche Risiken abgesichert haben: Einbruch, Fahrraddiebstahl, Glasbruch inklusive Ceranfelder, Verlust des Reisegepäcks, Überspannungsschäden – es gibt nichts, wofür es nicht auch eine Versicherungspolice gäbe. Hat man alles unterschrieben, lehnt man sich gemütlich, wenn auch um einige Euro erleichtert, zurück und denkt: Jetzt kann mir eigentlich nichts mehr passieren; ich habe alles im Griff.

Menschen werden pensioniert und sagen beim Eintritt in den Ruhestand: Jetzt habe ich Zeit. Nun werde ich nach den Jahren der ewigen Plackerei endlich an mich denken – Bücher lesen, ins Theater und ins Kino gehen, verreisen. Ich werde meine Freunde treffen und mein Leben so richtig genießen. Nun kommen die Jahre, in denen ich die Fülle haben werde. Liebe Gemeinde, merken Sie, wie es einem beim Nachdenken allmählich enger zumute wird, wie sich Besorgnis in die eigenen Gedanken schleicht? Es ist alles so richtig und so vernünftig, es ist alles so praktisch und wichtig – und dennoch kriegt man allmählich das Gefühl, da geht was schief. Viele von uns kennen ja selber Menschen, die kurz nach der Pensionierung gestorben sind – lebenslustig im besten Sinne des Wortes, voller Abenteuer- und Tatendrang. So vieles wollten sie noch erleben...

Das Gleichnis ist erschreckend. Gott, so erzählt Jesus, spricht mit dem scheinbar so klugen Bauern noch kurz vor dessen Ende. Und er sagt nicht: „Bist ein fleißiger

Kerl! Du hast es zu was gebracht in deinem Leben, kannst stolz auf dich sein.“ Gott sagt: „Du Narr.“ Das geht mir durch Mark und Bein. Man schuftet sich halb zu Tode, lässt keine Anforderung aus, reagiert auf jede Herausforderung, plant, sorgt, bedenkt alle Eventualitäten und dann so was: Du Narr, du Närrin! Eine harte, eine bittere Anrede. Man hat das Gefühl: Der Kornbauer, wir selbst haben sie nicht verdient, diese harsche Bezeichnung. Aber vielleicht ist das ja das Schlüsselwort: Verdienen. Vielleicht müssen wir uns in unserem Leben manchmal so unmissverständlich anreden und aufrütteln lassen.

Was haben wir denn verdient? Wir bekennen in unserer evangelischen Kirche immer wieder, dass wir gerechtfertigt sind allein aus Gnaden. Nichts, was wir tun, keine eigene Leistung, macht uns vor Gott gerecht.

Er ist es, der uns seine Liebe ohne jede Voraussetzung schenkt. Unser Ansehen, unsere Würde haben wir von Gott, ohne dass wir etwas dazu tun oder wegnehmen könnten. Wenn das so ist, wenn wir das glauben, dann sollten wir auch danach leben. Engagement, Leistung und Stolz auf das Erreichte haben da durchaus ihren Platz – aber sie müssen eingebettet sein in das Bewusstsein: Was ich bin und habe, habe ich von Gott, bin ich bei ihm.

Das relativiert zunächst einmal die Selbstzufriedenheit und das Gefühl: Ich habe das erreicht, was mache ich als nächstes, ich werde auch mit den neuen Plänen Erfolg haben ... Martin Luther hat immer gewarnt vor dem „homo in se incurvatus“, dem Menschen, der in sich verkrümmt ist, der nur noch sich selbst sieht, der keinen Draht mehr hat zu Gott und den Mitmenschen und der sich damit den eigenen Lebensfaden abschneidet.

Dem Gleichnis vom Kornbauern vorangestellt ist eine Warnung Jesu vor Habgier. Wer Besitz und Macht zu seinen

Götzen macht, der gerät leicht unter ihre Kontrolle, wird von ihnen besessen – getrieben von der Angst, etwas zu verlieren, von dem Verlangen, mehr zu haben, mehr zu sein. Erfolg, Karriere, Börsenkurse und Verkaufspreise sind wichtiger als menschliche Nähe. Partnerschaft und Familie kommen zu kurz; Mitarbeitende werden gescheucht und nur wahrgenommen, wenn sie etwas falsch gemacht haben. Der Mensch selbst geht vor die Hunde, weil kein Raum, keine Zeit mehr ist, um zu leben mit allen Sinnen. Wie närrisch, nach getaner Arbeit nicht zu ruhen, sondern sofort das nächste Vorhaben in Angriff zu nehmen. Wie verquer, das eigene Leben zu vertagen auf später, auf irgendwann, wenn einmal Zeit dafür sein sollte.

Mir wird immer deutlicher, warum Jesus Gott in diesem Gleichnis so knüppelhart reden lässt. Es geht nicht darum, dass einer sich nicht über seinen Besitz, seine Ernte, seine Erfolge freuen dürfte. Natürlich sollen wir das – dankbar sein über alles, was uns gut von der Hand gegangen ist und was wir unter „gelingen“ verbuchen können. Aber wir sollen unsere Arbeit, unsere Leistung nicht zum Maß aller Dinge erheben, auch nicht die beständige Sorge um alles und jeden. Wir sollen leben lernen! Jesus will uns entlasten – damit wir unser Leben nicht verschieben, sondern hier und jetzt schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Er hat keinen Gefallen daran, wenn wir das kostbare Geschenk unseres Daseins zurückweisen, uns selber zerstören und auf unserem Grabstein irgendwann steht: „Sein ganzes Leben war Pflichterfüllung“.

Gottes Sinnen und Trachten geht dahin, dass wir atmen, aufatmen, uns freuen an dem, was uns an Gaben und Fähigkeiten gegeben ist und dass wir immer wieder auch ausruhen von all dem, was wir so emsig betreiben. Gott selbst, so berichtet die Bibel, hat am siebten Tag

geruht. Der Schöpfergott hat es einmal gut sein lassen, um sich sein Werk in Ruhe zu betrachten. Wir brauchen diese Pausen auch, brauchen eine gewisse Distanz, um uns anzuschauen, was wir gemacht haben – daraus erwächst zunächst einmal die Begeisterung über das Erreichte, die manchmal notwendige Selbstkritik an dem, was man gemacht hat und der Elan, um neue Taten in Angriff zu nehmen. Ohne solche schöpferischen und spirituellen Pausen rast man wie der sprichwörtliche Hamster im Rad herum, um dann irgendwann in die Knie oder auf den Boden zu gehen.

Wahrhaft reich ist der Mensch, der weiß, dass alles, was wir haben, von Gott kommt – und der sich freut über die Pfunde, mit denen er in Gottes Auftrag wuchern kann, über die Talente, die er oder sie nicht vergraben, sondern zum eigenen Nutzen und zum Wohle anderer gebrauchen soll. Bei Gott reich ist, wer ihn Gott sein lässt und sich nicht anderen Götzen bis zur Selbstaufgabe unterwirft. Himmliche Schätze auf Erden sammelt, wer den Sabbat, den Sonntag heiligt und sich nicht zum Sklaven des eigenen Terminkalenders macht. Gewiss müssen manche Aufgaben auch in Kirche und Landwirtschaft am Sonntag erfüllt werden. Aber recht verstanden, sind sie nach Martin Luther ein wahrer Gottesdienst – zumal dann, wenn die Zeiten für erholsame Besinnung und erquickendes Gebet auch noch vorhanden sind. Kein Mensch kann auf Dauer nur arbeiten.

Jesus selbst war einer, der Essen und Trinken, der Feste und Freunde liebte. Unsere Lebensfreude ist uns vergönnt. Ausgebrannt kann man kaum für andere entflammen, ist es unmöglich, sich brennend vor Leidenschaft um Nächste und Fernste zu kümmern. Kraft, um das Elend zu bekämpfen, hat ein Mensch nur, wenn er oder sie auch Sinn für Lebensgenuss hat,

Lust am Schönen in sich spürt und Dank sagen kann für alles, was er oder sie empfängt. Seit vielen Jahren begleitet mich ein Text aus den Tagebüchern von Max Frisch. Der Schriftsteller schreibt darin, dass keine Behörde eine Liste der Dankbarkeiten von uns verlangt. Steuererklärung ja, alle möglichen Formulare müssen ausgefüllt werden – aber eben keine Liste der Dankbarkeiten. Max Frisch spielt mit dieser Idee und benennt das, wofür er dankbar ist.

Mir hat sich das seit meiner Studentinnenzeit so eingepägt, dass ich jedes Jahr am Erntedankfest innerlich eine solche Liste für mich aufstelle: Ich freue mich über die Menschen, die mich mögen und die ich lieb habe. Ich bin dankbar für meine Arbeit, für die freie Zeit, für Gespräche, für Essen und Trinken ... die Liste ist sehr lang. Wenn Sie, liebe Gemeinde, sich heute die Zeit nehmen, um auch einmal eine solche Liste für sich zu machen, werden Sie viel Erfreuliches festhalten können. Es kann auch sein, dass Sie entdecken, was Sie noch nötig haben. Auch das ist ein Gewinn – sich klar zu machen, woran es im eigenen Leben fehlt. Wenn Sie wissen, worum Sie bitten möchten und was Sie selber oder andere für Sie tun können, ist Veränderung zum Guten hin möglich. Sagen muss man es halt.

Erntedank 2003 – ich hoffe und wünsche von Herzen, dass Ihre eigene Bilanz erfreulich ausfällt und Sie heute ganz viel zu danken haben für den Segen, der Ihnen zuteil geworden ist. Amen. <<

Gottesdienstentwurf zum Erntedank 2003

Der folgende Gottesdienstentwurf kann wahlweise mit oder ohne Agapemahl (Punkt 3), mit oder ohne Gabenpräsentation durch die Kinder (einschließlich des dazugehörigen Einzugs und der Liedstrophen) gefeiert werden.

Die Wahl-Stücke sind durch Einrückung gekennzeichnet.

Die mit * versehenen liturgischen Stücke stammen von der Autorin der Predigt, Regionalbischöfin Susanne Breit-Keßler.

1. ANKOMMEN

Orgelvorspiel

Einzug der Kinder zum Altar (mit einigen Erntegaben)

Lied:

„Wir pflügen und wir streuen“ (EG 508)

Votum zur Eröffnung:

Im Namen Gottes, Urgrund des Lebens,
der uns die Erde anvertraut hat,
im Namen Jesu Christi, der uns die Liebe
zum Leben zeigt,
im Namen des Heiligen Geistes, der uns in
der Kraft und Sinnlichkeit des Lebens
begegnet.
Amen.

Begrüßung:

„Aller Augen warten auf dich, und du gibst
ihnen ihre Speise zur rechten Zeit.“, so
heißt der Wochenspruch aus Psalm 145. Da
beschreibt einer die Zeit der Ernte. Er dankt
Gott dafür, dass alles, was lebt, immer
wieder mit Gutem gesättigt und versorgt
wird. Heute, am Erntedank-Sonntag, stim-
men wir ganz bewusst in dieses Lob mit ein.

Heute danken wir Gott in besonderer Weise
für das Wunder des Lebens, für die Saat,
das Wachsen und Reifen, für die Früchte
aus dem Zusammenspiel von menschlicher
Arbeit und lebendiger Erde. Wir danken für
die fruchtbare Landschaft und für alle, die
sie bebauen und bewahren.

Betrachtung des Erntedank-Altars:

Kinder kommen, zeigen einzelne
Gaben vor, benennen sie und äußern
ihre Vermutungen darüber, wie lange
sie zum Wachsen und Reifen
gebraucht haben. Anschließend legen
sie diese im Altarraum ab. Zwischen
dem Vorstellen einzelner Gaben
können von den Kindern mit
Begleitung Strophen des Verse des
Liedes gesungen werden.

Liedverse:

„Erntedankfest, Gott sei Dank“
(s. KilR 2/2003, S. 45)

Votum:

Es wird deutlich: Gott zaubert unsere
Ernte nicht herbei, sondern er war
schon in der gesamten Zeit unseres

Arbeitens und Bemühens und in der mehr oder minder langen Zeit des Wachstums gegenwärtig. Und nun, wo Wachsen und Mühen zu einem gesegneten Höhepunkt und Abschluss kommen, da ist Dankbarkeit angesagt – Erntedankbarkeit.

Liedstrophe:

„Gott des Himmels und der Erden“ (EG 445,1)

2. SICH SAMMELN UND SICH AUFRICHTEN LASSEN

Anrufung:

Psalm 104 als Wechselsalm aus (EG)

Kanon (als Lobpreis):

„Die Herrlichkeit des Herrn bleibe ewiglich“ (EG 613)

Bittruf:

Hilf uns, Gott, aus unserer Blindheit, hilf uns, dich in deinen guten Erntegaben zu erkennen.

Öffne uns für deinen Segen in unserer Ernte-Zeit!

Mache uns achtsam für deine Gegenwart und bereit für deine begleitende Nähe!

Wir bitten, Herr, erbarme dich.

– Kyrieesang –

Zuspruch:

Gott begleitet alles Leben fürsorglich, von Ewigkeit und in alle Ewigkeit.

Der Himmel und Erde geschaffen hat, erhält auch unser Leben.

Darum loben wir Gott:

– Gloriagesang –

**Eingangsgebet:*

Freundlicher Gott,
wir danken dir für deine vielfältigen Gaben,

mit denen du uns täglich und reichlich beschenkst.

Öffne unsere Augen und Ohren für die Schönheit deiner Schöpfung.

Schenke uns einen wachen Verstand und ein weites Herz,

damit wir deine Wohltaten erkennen und uns über deine Güte freuen

durch Christus unseren Herren,

der uns das Leben in Fülle gebracht hat.

Amen.

Schriftlesung:

2. Kor. 9,6-15

Credo

Lied:

„In deiner Schöpfung birgt sich dein Gesicht“ (KilR 2/2003, S.44)

**Predigt:*

Lied:

„Der Tag ist seiner Höhe nah“ (EG 457, 1-3)

3. AGAPEFEIER

Hinführung:

Wir erinnern uns: Jesus hatte oft Tischgemeinschaft mit ganz unterschiedlichen Leuten. Mit ihnen hat er gefeiert. Das war ein Anfang für neues Leben. Deshalb lasst auch uns in seiner Gegenwart als Kinder Gottes, als Brüder und Schwestern, Mahlgemeinschaft halten und das erneuerte Leben feiern. Wir dürfen mit allen Sinnen teilen und teilhaben an Gottes guten Gaben: An den Früchten der Erde und der menschlichen Arbeit.

Auf dem Tisch/Altar stehen Körbe mit Brot und Teller mit Weintrauben oder Apfelstücken oder Krüge mit Apfelsaft (möglichst erkennbar aus der Region).

(Jetzt können ggf. Menschen zu Wort

kommen, die die Gaben geerntet bzw. bereitet haben.)

Lied:

„Der Tag ist seiner Höhe nah“ (EG 457, 4-6)

Wir beten:

Gott, du Schöpfer der Welt, du schenkst uns die Früchte, die der Erde und der menschlichen Arbeit entstammen. Wir nehmen sie dankbar an als Zeichen deiner immerwährenden Liebe. Die Ernte des Jahres, die Ernte des Lebens, die Ernte der Welt verdanken wir dir, du Grund allen Lebens. Amen.

Die Nahrung ist ein Liebesbrief, den uns der Schöpfer schreibt. Den wollen wir nun ein wenig entziffern. Brot und Früchte / Saft werden ausgeteilt /herumgereicht.

Lied während der Austeilung:

„Der Tag ist seiner Höhe nah“ (EG 457, 7-12)

4. BITTEN, SEGNETN, SENDEN

Abkündigungen

**Fürbittgebet:*

Barmherziger und freundlicher Gott, du bist der Schöpfer, der Hüter und der Erlöser unseres Lebens.

Wir hoffen und vertrauen darauf, dass du uns immer wieder neue Möglichkeiten schenkst, zu leben.

Wir bitten dich deshalb für deine Kirche in aller Welt.

Hilf allen, die sich zu ihr zählen, dein Wort klar zu verkündigen.

Schenke uns den Mut, dagegen anzugehen, wo Menschen abgewertet und verachtet werden.

Lass uns sorgsam und respektvoll mit dem umgehen, was die Erde, deine Schöpfung, hervorbringt,

und wecke in uns die Bereitschaft, mit denen zu teilen,

denen selbst das Nötigste zum Leben fehlt. Schenke Politikern in aller Welt einen klaren Verstand

und gib, dass sie sich vom Geist des Friedens leiten lassen.

Herr, wir bitten dich für alle,

die auf der Schattenseite des Lebens stehen.

Für die, die unter Hunger und Armut leiden, die keine Arbeit haben.

Stärke ihren Lebensmut und stelle ihnen Menschen zur Seite,

die die Kraft, den Willen und die Phantasie haben, ihnen zu helfen.

Wir bitten dich für die Kinder, Jugendlichen, Männer und Frauen,

für die, die krank sind, für die Einsamen und die Sterbenden.

Sei du ihnen ein Licht in ihrer Finsternis und schenke ihnen das Vertrauen auf deine Liebe, die ohne Ende ist.

Wir bitten dich für unser Zusammenleben.

Lass uns einander respektieren

und uns gegenseitig den Raum geben, den wir zum Leben brauchen.

Bewahre und erhalte uns in deiner Güte und Freundlichkeit

durch Jesus Christus, deinen Sohn, der sie uns nahe gebracht hat.

Amen.

Vater unser

Lied:

„Ich singe dir mit Herz und Mund“ (EG 324,1.4.13)

Segen:

Gott umhülle dich und alle Schöpfung,

dass dir Luft zum Atmen bleibt;

dass dir Feuer zum Wärmen bleibt;

dass dir Wasser zum Trinken bleibt;

dass dir Erde zum Leben bleibt.

Gott umhülle dich. Amen.

In deiner Schöpfung birgt sich dein Gesicht

T: Joachim Vobbe / M: Arnold Senn

In deiner Schöpfung birgt sich dein Gesicht, in stiller Ordnung,
die den Kosmos hält, in Pflanze, Tier und Vielfalt dieser Welt.
Was du geschaffen hast, verläßt du nicht.

2. Welt ist nicht nur, was Menschaugen sehn, und Ordnung mehr, als wir davon verstehn. Anfang und Ziel - dir, Einziger, gehört's; denn größer bist du, Gott, als unser Herz.

3. Im Brot und Wein enthüllt du dein Gesicht. In dem was wir gesät auf unserm Feld kommt Christus, deine Liebe, in die Welt. Du läßt dein pilgernd Volk verhungern nicht.

4. Brot bleibt nicht Brot und Wein bleibt nicht nur Wein: Dein Kind macht Schwaches stark und Großes klein. Auflebt die Saat, der Keim treibt himmelwärts; denn größer bist du, Gott, als unser Herz.

5. Im Menschenantlitz schaun wir dein Gesicht. In seinen Wunden und in seiner Angst zeigst du, daß du um Heilung mit uns bangst. Du löschst die schwache Glut des Dochtes nicht.

6. An unsren Kreuzen bleibt die Sehnsucht heil: Wir nehmen Gott an deinem Leben teil, Schuld bleibt nicht Schuld, und Schmerz ist nicht mehr Schmerz, denn größer bist du, Gott, als unser Herz.

Erntedankfest, Gott sei Dank

Intro Text und Musik: Siegfried Fietz

The musical score is written in G major and 4/4 time. It consists of five staves of music. The first staff is an instrumental introduction. The second and third staves contain the main melody with German lyrics. The fourth staff continues the melody with three different verses. The fifth staff concludes the piece with a final chord and a double bar line.

Ern - te - dank - fest, Gott sei Dank für die wunder - baren Ga - ben.

Ern - te - dank - fest, Gott sei Dank für das, was wir ge - ern - tet

1. Wir le - gen al - les vor den Al - tar. Gott
 ha - ben. 2. Wir brin - gen **Kar - tof - feln** zum Al - tar. Gott
 3. Wir brin - gen die **Trau - ben** zum Al - tar. Gott

1. hat uns be - schenkt wie je - des Jahr.
 2. hat uns be - schenkt wie je - des Jahr.
 3. hat uns be - schenkt wie je - des Jahr.

Erntedankfest. Gott sei Dank ...
 4. Wir bringen die **Äpfel** zum Altar.
 Gott hat uns beschenkt wie jedes Jahr.

Erntedankfest. Gott sei Dank ...
 5. Wir bringen die **Pflaumen** zum Altar.
 Gott hat uns beschenkt wie jedes Jahr.

Erntedankfest. Gott sei Dank ...
 6. Wir bringen das **Korn** zum Altar.
 Gott hat uns beschenkt wie jedes Jahr.

Erntedankfest. Gott sei Dank ...
 7. Wir bringen das **Brot** zum Altar.
 Gott hat uns beschenkt wie jedes Jahr.

CORNELIA ROECKL

Lebendige Höfe – auch bei Traditionsabbruch

02 / 2003

46

KIRCHE im ländlichen Raum

Heute ist es nicht mehr selbstverständlich, dass Bauernkinder wieder Bauern werden (wollen). Auch in dieser Hinsicht ist die Landwirtschaft in der Moderne „angekommen“. Zwar lebt in vielen bäuerlichen Familien die Hoffnung und Erwartung, dass das eigene Lebenswerk von den Kindern weitergeführt wird, sie ist aber weniger verbindlich und zwingend als in der Vergangenheit. Nicht nur kleine Höfe, die keine Existenzgrundlage zu bieten scheinen, werden oft anlässlich des Erreichens des Rentenalters aufgegeben, sondern auch grössere, wirtschaftlich erfolgreiche Betriebe nicht unbedingt durch die nächste Generation weitergeführt.

HÖFE OHNE NACHFOLGE

Zwei Entwicklungen fallen damit zusammen: Die wirtschaftlich schwierige Situation und Perspektive der Landwirtschaft sowie der Drang junger Menschen, den eigenen beruflichen Weg zu finden. Wenn eine Familie keine Hofnachfolger aufweist, bedeutet dies oft das Ende eines eigenständigen landwirtschaftlichen Betriebes. Die Flächen werden in der Regel verpachtet, seltener verkauft, die Hofstelle für reine Wohnnutzung „zweckentfremdet“. Dieser Strukturwandel mag aus heutiger Sicht von manchen agrarpolitisch erwünscht sein, bedeutet aber doch u. U. das Auslaufen wirtschaftlich und ökologisch gut geführter Betriebe.

Auch außerhalb der Landwirtschaft tun sich übrigens mittelständische Unternehmen schwer mit der Nachfolge, wenn sie nicht aus der Familie stammt. Häufig werden Entscheidungen auf die lange Bank geschoben. „Fachleute buchen knapp die Hälfte aller Pleiten auf das Konto ungelöster Nachfolgeprobleme“ (Peters, 1999)

LANDWIRTE OHNE HOF

Gleichzeitig gibt es – der wirtschaftlich schwierigen Lage zum Trotz – jedes Jahr junge Menschen, die eine fundierte landwirtschaftliche Ausbildung durchlaufen, ohne Aussicht auf einen ererbten Hof zu haben. Viele von ihnen streben die Bewirt-

schaftung eines eigenen Betriebes an. Das ist um so erstaunlicher, als Existenzgründungen in der Landwirtschaft überdurchschnittlichen Kapitaleinsatz erfordern. Die Investitionskosten liegen mit 265.000 Euro pro Arbeitsplatz doppelt so hoch wie in der übrigen Wirtschaft und betragen ein vielfaches anderer mittelständischer Unternehmen, z.B. in Dienstleistungsbereichen. In diesen Zahlen ist der Wert der landwirtschaftlichen Fläche noch nicht berücksichtigt. 1960 lag die Kapitalintensität pro Arbeitsplatz in Landwirtschaft und übriger Wirtschaft noch fast gleichauf (agrar.de 18.12.02). Existenzgründungen im Gartenbau oder in der Ziegenhaltung sind noch eher anzutreffen, bei Milchvieh- oder Ackerbaubetrieben dagegen sehr selten.

ÜBERGABE IN FREMDE HÄNDE

In dieser Situation liegt es gleichzeitig nah und fern, Höfe ausserhalb der Familie weiterzugeben. Angesichts der erheblichen Verkehrswerte, die zu übertragen sind, ist sicher eine behutsame Beratung und sorgfältige Vertragsgestaltung erforderlich. Abfindungen der Erben, Alterssicherung und Wohnsituation der abgebenden Bewirtschafter, steuerliche Gesichtspunkte etc. müssen berücksichtigt werden. Aber vor allem ist ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, das die Übergabe des Lebenswerkes in „fremde Hände“ ermöglicht. Fast alle Fragen, die sich bei der Hofübergabe in der Familie stellen, treten auch hier auf den Plan. Bisher gibt es zwar Seminarangebote für die Hofübergabe an die nächste Generation, entsprechende Angebote für die Übergabe ausserhalb der Familie fehlen noch.

Die Einrichtung von Hofbörsen zur Vermittlung von Höfen ist zwar sinnvoll und bundesweit anzustreben. Aber nicht umsonst werden über die bestehenden Hofbörsen in Hessen und Niedersachsen nur sehr wenige Höfe vermittelt. Die

Übertragung von Höfen zur Nutzung als landwirtschaftlicher Haupterwerb scheitert in der Regel an den unterschiedlichen Preisvorstellungen.

SOZIALE PERSPEKTIVEN DER LANDWIRTSCHAFT

Landwirtschaft gestaltet Landschaft, Klima, den ländlichen Raum – kurz: Umwelt. Gleichzeitig bietet sie viele vielfältige soziale Erlebnisfelder: Kinder, Menschen in Krisen, Behinderte, Drogenabhängige – eigentlich die gesamte Gesellschaft profitiert von den Urerlebnissen, die Landwirtschaft vermitteln kann. Wenn Höfe diese Aufgaben aktiv und bewusst ergreifen, kann man sie als Erwerbskombinationen auffassen. Neben die Erzeugung von Lebensmitteln treten nicht nur Direktvermarktung, Hofcafés, Ferien auf dem Bauernhof oder die Vermietung von ungenutzten Scheunen, sondern eben auch im weitesten Sinne soziale Angebote.

DIE GEMEINNÜTZIGE SEITE

Noch einen Schritt weiter gehen Initiativen, die Landwirtschaft auf eine gemeinnützige Grundlage stellen. Seit den 60er Jahren bilden sich gemeinnützige Träger für biologisch-dynamische und ökologische Landwirtschaft; inzwischen gibt es in Deutschland mindestens 50 derartige Vereine. Sie formulieren ihre Ziele im Hinblick auf das Leitbild des ökologischen Landbaus und auf die Vorgaben des Steuerrechts zur Gemeinnützigkeit. Vereinsziele sind z. B. die Pflege der Kulturlandschaft, die Erhaltung und Förderung der Artenvielfalt, Naturschutz, Forschung, Bildungs- und Kulturangebote, Denkmalpflege oder pädagogische und therapeutische Aufgaben. Daneben belegt eine wachsende Zahl von Schulbauernhöfen, Behinderteneinrichtungen mit Gartenbau oder Tierhaltung etc. das soziale Potential der Landwirtschaft.

Ausgangspunkt einer solchen Entwicklung kann der Wunsch von Hofbesitzern sein, den Hof als Einheit unabhängig von der Erbfolge zu erhalten. In anderen Fällen wurde ein Verein gegründet, um einen zuvor gepachteten Hof zu erwerben und anlässlich des Verkaufs durch den Verpächter die Fortführung des Betriebes zu ermöglichen.

Wie kann eine solche Entwicklung in der Praxis aussehen?:

- » Der gemeinnützige Träger (Stiftung, gGmbH oder Verein) ist Eigentümer der Flächen und häufig auch der Gebäude.
- » Landwirtschaft, Verarbeitung und Vermarktung werden durch einen oder mehrere Pächter betrieben – als Einzelunternehmen, GbR, KG oder OHG.
- » Die Übertragung vom ehemaligen Eigentümer auf die Stiftung / den Verein erfolgt durch einen Kaufvertrag oder als gemischte Schenkung (Kaufpreis für Abfindung der Erben und Rente der Eigentümer, Differenz zum Verkehrswert als Schenkung). Der i.d.R. erforderliche Verzicht auf Teile des Verkehrswertes fällt manchen leichter, wenn er nicht Privatpersonen zugute kommt, die oder deren Erben zu einem späteren Zeitpunkt den Betrieb wieder veräußern könnten, sondern einer gemeinnützigen Körperschaft.
- » Pachtverträge zwischen Verein und Pächter verpflichten die Pächter auf ökologische Bewirtschaftung, vereinbaren eine ortsübliche Pacht und ggfs. eine Honorierung der gemeinnützigen Leistungen.
- » Wichtig ist, dass die Altersvorsorge der Pächter unabhängig vom Hof aufgebaut wird.
- » Die Träger erfüllen ihre Zwecke sowohl durch unmittelbare Aktivitäten wie z.B. Heckenpflege, Angebote für Kindergartengruppen oder Schulklassen und vieles mehr als auch durch die Verwendung der Pachteinahmen.

» Entscheidend für das Gelingen eines solchen Projektes ist, aus dem regionalen Umfeld des Hofes aktive Menschen zu finden «

KÄUFER, ERBEN, ALTENTEILER

Die übertragende Familie muss sich darüber klar werden, ob der Kaufpreis durch Marktverhältnisse oder durch die Tragfähigkeit des Hofes bestimmt werden soll. Da die landwirtschaftliche Altersvorsorge darauf aufbaut, dass die Altenteiler durch den weitergeführten Betrieb mitversorgt werden, muss bei Übergabe hierfür Sorge getragen werden. Aber darüber hinaus gehende Belastungen sind für einen vielfältigen ökologischen Betrieb oft nicht zu erwirtschaften. Eine einvernehmliche Lösung kann nur erreicht werden, wenn auch die Erben den Hof nicht nur als Vermögen, sondern als einen erhaltenswerten Organismus ansehen.

STIFTUNGEN – ANGELEGT AUF EWIG

Der Verein ist die häufigste Rechtsform für die gemeinnützige Trägerschaft von Höfen, daneben bestehen einige gemein-

nützige GmbHs. Seit einigen Jahren wird auch die Stiftung für eine solche Trägerschaft in Erwägung gezogen. Diese Rechtsform erfährt derzeit auf vielen Gebieten verstärkte Aufmerksamkeit, insbesondere aufgrund der – gegenüber anderen gemeinnützigen Rechtsformen – besseren Abzugsmöglichkeiten von Spenden bei der Einkommenssteuer. Zudem macht der grundsätzlich auf Vermögenserhalt und „Ewigkeit“ angelegte Charakter der Stiftung sie für landwirtschaftliche Projekte interessant. Im Juni 2002 widmete erstmals top agrar der Thematik einen Artikel (Dreses, 2002). Dort wird anschaulich geschildert, wie Höfe in eine Stiftung eingebracht werden können: das Vermögen geht ins Eigentum der Stiftung über und der Betrieb wird von der Stiftung an einen Landwirt verpachtet. Die Erträge verwendet die Stiftung für den jeweiligen gemeinnützigen Stiftungszweck. Bei ortsüblichen Pachten wird dieser Betrag nach Abzug von Kosten und evtl. Bedienung von Darlehen jedoch in der Regel nicht sehr hoch sein.

LAND ALS TREUHÄNDERISCHES EIGENTUM

Natürlich bietet auch die Übertragung an einen Verein keine Garantie für das Weiterbestehen des Hofes. Wenn z.B. der Verein kein Eigenleben entwickelt, nur auf dem Papier besteht und keine Einnahmen hat ausser der Pacht, ist ein Hof auch schon von den Pächtern gekauft worden, um wieder handlungsfähig zu werden. Wenn ein gemeinnütziger Träger für seinen Hof keine Pächter findet, weil er keine ausreichende Existenzgrundlage bietet, ist er gezwungen, ihn zu verkaufen. In der Regel wird dieser Verkauf zur Auflösung des Hofes als landwirtschaftlicher Betrieb führen. Es tritt also – doch – ein, was mit der Gründung des Vereins gerade verhindert werden sollte. Die gemeinnützige Trägerschaft ist also keine Erfolgsgarantie, aber ein rechtliches Instrument, um einen treuhänderischen

Eigentumsbegriff für Land und für landwirtschaftliche Betriebe praktisch umzusetzen und um die vielfältigen Perspektiven und Möglichkeiten der Landwirtschaft im gemeinnützigen Bereich zu entwickeln.

Entscheidend für das Gelingen eines solchen Projektes ist, aus dem regionalen Umfeld des Hofes aktive Menschen zu finden, die sich an der Vereinsarbeit beteiligen. Selbstverständlich spielen die Bewirtschafter der Höfe in den Trägervereinen eine wichtige Rolle. Ein attraktives, in die Region ausstrahlendes Angebot an Vereinsaktivitäten, z. B. im Naturschutz oder in der Bildungsarbeit, kann jedoch nur entwickelt werden, wenn sich hierfür verantwortliche Menschen aus dem Umfeld engagieren. <<

» LITERATUR UND LINKS

G.W. Dreses, 2002: Den Hof in eine Stiftung einbringen? top agrar 06/2002

A. Janitzki und C. Roeckl: Höfe unabhängig von der Erbfolge erhalten. Ökologie und Landbau 113, 3/2001

C. Roeckl: Höfe gemeinsam entwickeln. Ökologie und Landbau 126, 2/2003

www.topagrar.com, Stichwort Leserservice

www.stiftung-edith-maryon.ch

www.zs-l.de

Beratungsinteressierte wenden sich an:

Cornelia Roeckl, Zukunftsstiftung Landwirtschaft in der Gemeinnützigen Treuhandstelle e.V., Oskar-Hoffmann-Str. 25, D-44789 Bochum, roeckl@zs-l.de

HEINRICH MÜHLENMEIER

Eltern, Kinder und ein Hof –

Kooperation auf Zeit

Der Hof liegt mitten in der Feldflur und so wuchs ich in den ersten Jahren in einer abgeschlossenen Welt mit Kühen, Schweinen, Hühnern, Hund und Katzen auf. Gespielt wurde auf dem Hof oder auch im Stall - wenn das Wetter gar zu schlecht war, auch einmal im Haus. Es gab nichts anderes als das Zusammenleben einer Familie mit mehreren Generationen unter einem Dach. Zur Familie gehörten damals neben mir und meinen Eltern auch meine Großeltern und meine zwei Schwestern. Allenfalls mal sonntags wurde diese Umgebung zu einem Ausflug verlassen. Meist endeten diese (Nachmit-)Tage aber dann schon wieder früh zu Hause. Die Kühe warteten auf das Melken. So waren meine Jugend und Empfinden geprägt vom Leben auf dem Hof. Als Berufswunsch gab es für mich nur einen: „Bauer werden.“

MITARBEIT VON KLEIN AUF

In die Zeit meiner Einschulung fiel auch die Meisterprüfung meines Vaters und so war auch heute rückblickend klar: Zahlen und Buchführung gehören dazu – sind ein wichtiger Teil des Lebens eines Landwirts. So wuchs ich aus dem spielerischen Mithelfen im Laufe der Jahre in viele Bereiche hinein: Bei der Ernte helfen, im Stall füttern, einen Zaun kontrollieren oder aus der Stadt auf dem Rückweg von der Schule beim Tierarzt ein Medikament abholen.

Oder es war mal wieder Zeit für die Buchführung – wir Kinder konnten und durften helfen: Belege sortieren oder die Salden errechnen. Wir wussten so schon als

Kinder und Jugendliche, ob es im Betrieb gut oder auch mal nicht so gut lief. An diese Kenntnisse war nur eine Bedingung gebunden: Außerhalb der Familie wurde nicht über die Situation des Betriebs gesprochen.

Als Kinder wurde uns Verantwortung im besten Sinne des Wortes zugemutet. Jeder trug sein Teil zum Gelingen des Hofes bei. So standen beim Einbeziehen der Kinder deren Selbständig werden und das gemeinsame Handeln im Vordergrund.

Verantwortung übernehmen fand aber nicht nur zu Hause statt. Sich für eine Gemeinschaft einsetzen heißt auch: Verantwortung übernehmen in der Gesellschaft.

So war und ist bis jetzt die ehrenamtliche Tätigkeit neben Haus und Beruf mit unserer Familie verbunden.

Dies bedeutete immer wieder: Sich flexibel neuen Situationen anpassen, ohne sich zu verbiegen.

Während meines 10. Schuljahres war eigentlich schon alles klar: Die Ausbildungsstelle zum Landwirt war gefunden – damals waren Lehrstellen so knapp wie heute in fast allen Berufen. Doch dann schlug die Realschule mir einen Wechsel zum Gymnasium mit dem Ziel Abitur vor. Lange Diskussionen in der Familie folgten, die unterschiedlichen Möglichkeiten wurden bedacht und diskutiert. Doch mein Wunsch, noch 3 Jahre weiter zur Schule zu gehen, wurde von meinen Eltern nicht nur geachtet, sondern auch gefördert mit dem Ziel: „Unsere Kinder sollen eine möglichst gute Ausbildung erhalten. Bei ihnen soll ihr eigener Wunsch im Vordergrund stehen und nicht der Wille der Eltern/Familie.“ So war es mir möglich, nach Abitur, Wehrdienst und Ausbildung zum Landwirt in Göttingen ein Studium der Agrarwissenschaften zu beginnen.

Durch die neuen Impulse im Studium in der Welt der Universität entwickeln sich die Ansichten auseinander und doch in eine gemeinsame Richtung. Wir wollten den Betrieb in der Zukunft für eine längere Zeit gemeinsam führen. Pläne für eine Betriebsentwicklung oder besser gesagt für eine Betriebsvergrößerung wurden geschmiedet. Mit dem Ende des Studiums sollte die Viehhaltung aufgestockt werden. Ein Boxenlaufstall für Milchkühe sollte gebaut und damit die notwendige Betriebsgröße für ein weiteres Familieneinkommen geschaffen werden. Doch es kam anders.

AGRARPLITIK BESTIMMT UNSEREN HOF

Die Agrarpolitik diskutierte über Quoten oder Weltmarktpreise für Milch. Wir rechneten mit Weltmarktpreisen für Milch und das Fehlen von tragfähigen Härtefall-

» Nach vielen Gesprächen entwickelten wir einen neuen Plan: Einer muss für die Restzeit des elterlichen Wirtschaftens außerhalb der Landwirtschaft sein Einkommen finden, der Vater oder der Sohn. «

regelungen für Betriebe mit frischen Großinvestitionen. So entschieden wir uns gegen den Stallbau. So war aber kein gemeinsames Wirtschaften möglich. Nach vielen Gesprächen entwickelten wir einen neuen Plan: Einer muss für die Restzeit des elterlichen Wirtschaftens außerhalb der Landwirtschaft sein Einkommen finden, der Vater oder der Sohn. Denn für zwei wirtschaftende Generationen war der Betrieb in seiner damaligen Form zu klein, und so wollten wir zum einem den Betrieb langsam aber beständig weiterentwickeln, aber auch ein ausreichendes Einkommen für alle Beteiligten sicher zu stellen.

Ja, dann war das Studium beendet und ein weiterer Dipl.-ing. agr. begab sich auf

den Arbeitsmarkt. Stellenanzeigen aus der ganzen Republik und auch aus dem Ausland wurden ausgewertet. Bewerbungen wurden geschrieben und immer wieder Pläne für den Hof gewälzt. Nach einer längeren Zeit der Suche gab es dann einen ersten, wenn auch befristeten Arbeitsplatz: Ökologische Beratung einer Landeskirche. Dies wurde zu einem Sprung ins kalte Wasser eines neuen und vielfach unbekanntem Themengebiets.

Doch schon wieder wandelten sich die Pläne zu neuen Zielen. Mit dem Beruf meiner Frau, die ich in jener Zeit kennen lernte, die Aufnahme meiner Tätigkeit in der ländlichen Heimvolkshochschule Lindenhof in Bielefeld-Bethel und die Veränderungen in der Agrarpolitik in Europa kristallisierten eine letzte Veränderung in der betrieblichen und familiären Planung heraus. Der Betrieb sollte bis zum Ruhestand meiner Eltern durch sie weitergeführt werden. Anschließend sollte und wollte ich dann diesen Betrieb weiterführen. In Gesprächen mit meiner Frau wurde mir immer klarer: Ich muss mich entscheiden, wie mein Leben in der Zukunft aussehen soll.

BESTÄNDIGER WANDEL ALS ZUMUTUNG

Die Weiterführung des Betriebs in seiner bisherigen Form als Vollerwerbsbetrieb rückte zum einem durch die veränderte Agrarpolitik, zum anderem durch die veränderte Situation in meiner jungen Familie immer weiter von mir fort.

Dies wurde sowohl für meine Eltern als auch für mich eine schwierige Zeit. Jeder von uns kämpfte mit seinen Erwartungen und Wünschen. Meine Eltern belastete es, die letzte aktiv wirtschaftende Generation eines Betriebs zu sein, der sich über viele Generationen hinweg im Familienbesitz befindet. Immer wieder kamen Fragen auf: „Was haben wir falsch gemacht? Wieso will unser Sohn den

Betrieb nicht weiterführen?“ Aber auch für mich war es nicht einfach, mit diesen Fragen und den dahinterstehenden Wünschen umzugehen. So habe ich mich immer wieder gefragt, was wäre gewesen, wenn ich kein Abitur gemacht hätte. Langsam sickerte es in mich hinein, auch ich musste mich von meiner frühen Festlegung auf einen Beruf erst verabschieden.

Wer hat in meiner Familie seine Ziele nun erreicht? Ein Ziel meiner Eltern war: „Wir wollten, dass unsere Kinder selbständige, verantwortungsbewusste Menschen werden, die auch das Wohl der anderen im Blick behalten.“

Heute ist der Betrieb verpachtet, die Flächen und der Stall an einen Landwirt, die Scheune zum Unterstellen von Fahrzeugen. Meine Eltern leben noch immer dort und haben sich im Ruhestand auch einige Träume erfüllen können, die als aktive Landwirtschaftsfamilie für sie so nicht ohne weiteres möglich schienen.

Diese Lebensskizze mag vielen vielleicht schön gefärbt erscheinen. Ja, auch in unserer Familie gab es Konflikte. Doch hier wurde dann versucht, eine Lösung zu finden. Manche Auseinandersetzung war auch nicht in nur einem Gespräch zu klären. Aber eines bestimmt bis heute unser Zusammenleben: Gemeinschaft und Gemeinsamkeit sind uns wichtig. So wurde auch in scheinbar ausweglosen Situationen oft lange um eine Lösung gerungen.

Heute lebe ich 25 km von meinem Elternhaus entfernt mit meiner Frau und meinen Kindern und arbeite mit einer halben Stelle im Dienstleistungszentrum Informationstechnologie einer großen diakonischen Einrichtung. Denn eines ist beständig: die Unbeständigkeit. So gibt es auch meinen alten Arbeitsplatz, den „Lindenhof“, als Einrichtung der ländlichen Erwachsenenbildung in dieser Form nicht mehr und für mich war wieder eine berufliche Neuorientierung an der Zeit ...

<<

Zeit mit Tieren teilen

Die letzte Bezirkssynodalsitzung, bevor ich mich vom Dienst zurückziehe. Und schon wieder zu spät. Da bleibt ein schlechtes Bild von diesem ewig unpünktlichen Umweltpfarrer. Aber beim Hühnerfüttern stellte ich fest, dass ein Glucke geschlüpft war, einen Tag früher als ich ausgerechnet hatte. Man kann sich ja mal verrechnen. Mutter und Kinder mussten versorgt werden. Das gab Verspätung.

Zeit mit Tieren. Soweit ich mich zurückerinnern kann, habe ich viel Zeit mit Tieren verbracht. Und das hat sehr oft kollidiert mit der Zeiteinteilung der Menschen.

DER FUCHS IM ANORAK

Im Kindergarten war Baggerspielen angezeigt, aber die Ameisen hatten gerade eine Ameisenautobahn in Betrieb genommen und ich musste doch zusehen, ob sie auch keine Zusammenstöße verursachten. Ich wurde barsch aus dem Garten geholt und an die Bagger dirigiert. Blitzschnell bin ich aus dem Kindergarten entwischt und habe bis zur Schule meine Kinderzeit im großen Garten meines Vaters zugebracht mit vielen kleinen und großen Tieren und ohne Vorschrift, wann man mit einem dummen Bagger spielen muss.

Auch in der Grundschulzeit war das manchmal nicht einfach. Die Pausen waren streng begrenzt, dagegen war nicht anzuwenden. Aber wenigstens während der Pausen konnte ich Käfer und Schmetterlinge beobachten – statt wie die anderen Fußball zu spielen. Die Lehrerin befürchtete, dass ich nicht normal entwickelt sei. Meine Mutter war zum Glück anderer Meinung und bestärkte mich noch in meinem Forscherdrang.

Der beste Freund in meiner frühen Gymnasialzeit war mein Jakob, meine Rabenkrähe. Er hat wohl nie verstanden, warum sein Menschenfreund jeden Morgen

in diesen roten Schulbus einstieg und wegfuhr, wo es doch eigentlich Zeit gewesen wäre, miteinander zu streunen. Er hat aber sehr bald gelernt, wann dieses rote Ungetüm wieder ankam und sein Freund ausstieg und hat mich abgeholt. Nur sonntags waren wir zwei da unabhängiger, abgesehen von der Gottesdienstzeit im Nachbardorf, wo ich Orgel spielte. Vater nahm mich auf den Sozius des Miele Sachs 98 Kleinmotorrads und Jakob flog hinter uns her. Er fand die Tauben auf Nachbars Dach zwar interessant, aber eine ganze Stunde lang mit ihnen zu spielen war ihm doch zu viel. Wie kann man nur so lange in der Kirche bleiben! Also zog er allein heim.

Mit meinem jungen Fuchs war's noch schlimmer. Den konnte ich ja nicht einfach daheim lassen, der wollte bei seinem Chef sein. Also versteckte ich ihn im Anorak, unten gut zugeschnürt. Dass ich angeblich trotz Schulheizung fror und den Anorak anhaben musste, konnte ich durchsetzen. Dass ich erstaunlich oft zur Toilette musste, war schon auffälliger. Nicht ich musste, sondern mein Füchschchen scharrte im Anorak, und dann war's immer Zeit, kurz hinauszugehen. Das ging einige Wochen lang gut, bis zum nächsten Wandertag. Da

endlich konnten wir zwei unabhängig vom Schulzwang miteinander und mit der Klasse spazieren. Von da an allerdings waren unsere Zeiten am Vormittag getrennt.

REICHER ALS DER KORNBÄUER

Wer sich an Tierzeiten bindet, hat es schwer, sich an menschliche Zeiten zu gewöhnen. Aber manchmal ist das auch von Vorteil. Als mein Umweltauftrag hauptamtlich wurde und die Kirchenregierung sich überlegte, wo man denn nun den neuen Umweltpfarrern kasernieren könne, da sagte der zuständige Präsident: „Meine Damen und Herren, das geht nicht. Der muss zur rechten Zeit seine Tiere morgens füttern. Damit war mein Arbeitsplatz klar, und ich konnte – wie bisher als Dorfpfarrer – auch jetzt als Umweltpfarrer mich um meine Tiere kümmern, wann es Zeit dafür war.“

Ich fühlte mich immer sehr reich, denn ich hatte immer viele Tiere um mich. Ich war noch reicher als der reiche Kornbauer. Er hatte alles versorgt, geordnet, gehortet. Er sah alles gesichert und rechnete nicht mit Überraschungen. Wer mit Tieren umgeht, sollte aber immer mit Überraschungen rechnen.

TIERE IN DER LITURGIE?

Die Synode meiner Landeskirche formulierte 1992: „Die Bewahrung der Schöpfung ist eine der wichtigsten Herausforderungen unserer Zeit“. Und „die Bewahrung der Schöpfung als Auftrag der Kirche braucht einen angemessenen Ort im Gottesdienst“. Wie soll das gehen? Schöpfung taucht doch in unserer Gottesdienstordnung kaum auf, schon gar nicht in unserer Kasualordnung.

Ich erinnere mich noch sehr gut an die Diskussion im Kreis der Umweltbeauftragten der Gliedkirchen der EKD zu folgendem Fall: Eine alte Dame kommt zum Pfarrer und erklärt ihm als für den Friedhof Zuständigem, ihr Freund sei verstorben, ihr

besten Freund; sie erwarte vom Pfarrer Trost, ein Grabrecht auf dem kirchlichen Friedhof und eine Begleitung bei der Beerdigung. Der Freund, der beste Freund, war ihr Hund. Die Ratlosigkeit des Kollegen bestätigte, wie treffend Albert Schweitzers Hinweis war, dass die abendländische Theologie die Schöpfung in Gestalt der Tiere immer weggeschoben hat, damit sie ihre schönen Gedankengebäude nicht zerstört.

Oder wenn dann ein Stadtverordneter aus dem Rheinland anfragen lässt, was er sagen soll zur Forderung eines Tierschutzvereins nach einem Tierfriedhof. Darüber hat Kirche nie nachgedacht.

Es gibt indessen attraktive Gottesdienste mit Tieren. Ob sie tierschutzgerecht sind, ist fraglich. So viele Hunde und Katzen in einem Raum ist den Tieren gegenüber eigentlich nicht fair. Ein Gottesdienst im Tierheim oder im Wald oder auf der Viehkoppel ist da schon problemloser. Solche Aktionen helfen auf die Schöpfung und ihre Rechte aufmerksam zu machen. Aber gehören Tiere in die Kirche? Passen Tiere in die kirchliche Liturgie?

PFERDE TAUFEN?

Leichtfertig hatte ich zugesagt, zwei junge Pferde zu taufen. Der Termin rückte näher und mir wurde immer mulmiger. Ich griff zur kirchlichen Taufagende, und siehe da, fast alles passte: Vom Eingangsvotum „Im Namen Gottes“ über den Psalm 8 und das Dankgebet bis zum Segen. Nur bei der Frage an die Paten und Eltern kam ich ins Schleudern. Die Pferdeeltern verstanden mich ja nicht und die Paten sahen keine Möglichkeit – wie es in der agendarischen Frage heißt „Die Kinder im christlichen Glauben zu erziehen“. Das war der Punkt, um in die Taufpredigt einzusteigen und deutlich zu machen, dass diese Pferde gar nicht getauft werden können, weil sie schon getauft sind. Sie sind schon Pferde, wie ihr Schöpfer sie haben will. Denen fehlt nichts. Und sie zu taufen wäre eine Wiedertaufe

und stünde zumindest in mittelalterlicher Zeit unter dem Verdikt des Verbrennungstodes für den Wiedertäufer. Diese Pferde sind wie alle nichtmenschliche Kreatur Geschöpfe, wie Gott sie haben will. Sie leben zu Gottes Ehre, wie der Psalm 150 den Auftrag für alle Geschöpfe formuliert: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn“. Und ich? Lebe ich zu Gottes Lob und Ehre? Ich bekenne mit Paulus, dass ich sola gratia lebe, allein aus Gnade. Ich lebe trotzdem. Ich darf leben, weil Gott mich um Christi willen als sein Geschöpf akzeptiert – trotz all meiner Unbrauchbarkeit.

Die Würde des Tieres, die Würde des Lebens ist unantastbar. Die Würde des Menschen ist Gottes Gnade. Ein Grund, um überheblich zu werden?

EIN KINDER-TIER-GEHEGE?

Und dann kam irgendwann die agrarpolitische Wirklichkeit. Die Fünftklässler meiner Schwester hatten eine Hühnerbatterie in der Nähe der Schule entdeckt. Tausende Hühner in engen Käfigen auf Drahtgittern ohne Erdboden, ohne Sonnenlicht, ohne Tagesrhythmus. Die Kinder beschlossen, die Tiere zu befreien. Nach einem ausführlichen Klassengespräch sahen sie von der Befreiungsaktion ab und entschieden: Wir machen es besser. Wir zeigen dem Mann, wie man mit Hühnern fair umgeht. Sie bauten einen Hühnerstall mit Auslauf in der Schule. Der Umweltpfarrer spendierte die Hühner. Die Eier wurden an die Lehrer verkauft.

Zeit mit Tieren – in einer Schule ganz schön schwierig, denn in der Schule herrscht der Stundenrhythmus. Aber es wurde eine Arbeitsgruppe gefunden, die sogar nachmittags und am Wochenende sowie in den Ferien die Tiere versorgte. Das Modell bekam einen Preis des Umweltministeriums und veranlasste den Umweltpfarrer Lehrerfortbildungen zum Thema „Mensch – Tier“ anzubieten.

In Kindergärten war das viel leichter. Dort herrscht die Uhr nicht so radikal wie

in der Schule. Außerdem werden vermutlich die entscheidenden ethischen Grundwerte im Kindergartenalter gebildet und nicht erst im Schulalter.

Zeit mit Tieren verbringen viele Kinder, aber meist mit Tieren im Fernsehen, oder mit Schmusetieren. Mir kam es darauf an, dass sie lernen, mit Tieren umzugehen, die sie oder deren Produkte sie später nutzen. Mein Lieblingstier für Kindergarten und Schule ist darum das Huhn.

Aber die Barrieren sind hoch: Hygiene-Ängste und Dauerbelastung. Und fraglos können in einem Kindergarten keine Hühner gehalten werden, wo Kinder eine Allergie gegen Federn haben.

Ich entwickelte ein Modell, einen Hühnerstall mit Auslauf, den man für eine bestimmte Zeit, z.B. von Ferien bis zu Ferien in der Schule aufbauen kann, der mit einer Gruppe Hühner samt Hahn, oder mit einer Glucke und ihren Küken besetzt wird. Der Tierschutzbeirat der Landesregierung finanzierte das Modell und so fuhr ich 5 Jahre lang mein „Kinder-Tier-Gehege“ durch die Pfalz und das nördliche Baden.

Die Landessynode von 1992 hatte auch formuliert: „Die Bewahrung der Schöpfung ist ein entscheidendes Erziehungsziel in Kindergarten, Religionsunterricht und kirchlichem Unterricht“. Damit Kinder dies erfahren können, haben wir viele Kindergarten-Außengelände naturnah umgestaltet. Denn so können Kinder den Jahresablauf wieder bewusst erleben, pflanzen und ernten, Genießbares schmecken, Düfte riechen, Geräusche hören, Vielfalt und Schönheit von Formen und Farben entdecken, mit Erde Sand und Wasser umgehen lernen, Tiere beobachten, Lebensgemeinschaften und Zusammenhänge verstehen lernen und vor allem viel Zeit mit Tieren erleben und Fürsorge entwickeln für ihre tierischen Pfleglinge.

Ein katholischer Kindergarten in der Südpfalz hat nach der Nutzung des Tier-Kinder-Käfigs sich ein eigenes Tiergelände mit Behausung gebaut und mit Kaninchen besetzt. Nach wenigen Wochen entdeckten

die Kinder dort aber noch viel interessantere Tiere, sie zähmten die Hausmäuse und ließen sie auf ihrer Hand spazieren. Die Erzieherin erzählte ganz begeistert, es sei herrlich zuzusehen, wie behutsam die Kinder mit den kleinen rosa Mäuschen umgehen.

Tiere nicht als Ausnahmefall im Urlaub oder Schulbauernhof, sondern als täglicher Auftrag.

Tiere bekommen wieder Eigenwert. Geschöpfe erhalten wieder ihre Würde. Um so erstaunlicher, dass in der Agenda des Umweltministeriums im Saarland weiterhin der Mensch das Maß aller Dinge präsentiert wird.

AUF DEM FALSCHEN SOCKEL?

Testen Sie sich mal selber, wieweit sie diesem aufklärerischen Hochmut immer noch verfallen sind, oder dem biblischen Verhältnis von Gott, Tier und Mensch anhängen. Testen Sie sich an vier einfachen Fragen auf dem Hintergrund der Geschichte von der Welterschaffung:

- » Wer wird dort am 6. Tag geschaffen?
- » Wer ist in dieser Geschichte das Ziel und die Krone der Schöpfung?
- » Für wen hat Gott alles gemacht?
- » Was ist das höchste Gebot der Christen?

Hätten Sie sich erinnert, dass dort der Mensch einer von vielen Landwesen ist; dass Ziel und Krone der Sabbat ist, wo alle, sogar mein Ochse, zu seinem Recht und ein Stückchen Frieden, ein Stückchen Paradies kommen soll; dass Gott alles für sich selber gemacht hat, um sich daran zu freuen; dass das 1. Gebot nicht die Nächstenliebe, sondern die Gottesliebe ist?

Im ersten Fall sollten Sie mehr Zeit mit Tieren einplanen, denn Tiere können uns helfen, vom falschen Sockel der Herren der Welt herunterzukommen. Schon eine schlaue Katze bringt es fertig, uns als ihren Bezugspersonen klar zu machen, dass wir Narren sind, wenn wir glauben, alles richte sich nach uns.

ZEIT MIT TIEREN – ENGEL ENTDECKEN

Manchmal werde ich gefragt, ob ich auch noch Zeit für Menschen hätte oder nur Zeit für Tiere. Oder noch direkter, ob ich überhaupt noch einen Unterschied sähe zwischen meinem Hund und mir. Nun, äußerlich ist der Unterschied unübersehbar und theologisch ist er eindeutig: Mein Hund lebt *solī deo gloria*, zu Gottes Ehre und Freude, wie alle Geschöpfe, wie der Leviatan, den Gotte geschaffen hat, um mit ihm zu spielen. Wenn ich lebe, trotzdem lebe, so ist es reine Gnade, *sola gratia*, das ist unser Reichtum bei Gott.

Es ist manchmal ganz schön schwer einzusehen, dass die anderen Geschöpfe nicht zuerst dazu da sind, mir zu dienen, sondern ich zuerst dazu da bin, ihnen zu dienen, damit sie durch mich Gottes Menschlichkeit erfahren. So wenigstens sieht es Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes. Wir müssen diese neue alte Sicht wieder einüben.

Eine Hilfe dazu ist die „Schöpfungszeit“, die in Zukunft in das Kirchenjahr eingebaut werden soll. Wir könnten wieder lernen, biblische Texte neu zu hören, z.B. den Psalm 148, der vom Lobpreis Gottes durch alle Geschöpfe spricht.

Wir können diese neue alte Sicht aber auch lernen, wenn wir uns Zeit nehmen mit Tieren, lernen, deren Lebensrhythmen nachzuempfinden und ernst zu nehmen.

Markus berichtet im 1. Kapitel seines Evangeliums, dass Jesus 40 Tage in der Wüste war, dort vom Satan versucht wurde und „er war bei den wilden Tieren und die Engel dienten ihm“. Ich will das so übersetzen: Wer der teuflischen Versuchung widersteht, als Mensch Maß aller Dinge zu sein und sich an Gottes Stelle zu setzen, und sich vielmehr Zeit nimmt mit den Tieren, der entdeckt Engel, die ihm dienen. <<

WERNER-CHRISTIAN JUNG

WEGZEICHEN FÜR EINE OFFENERE BÄUERLICHE ZUKUNFT

Von klein auf faszinierte es ihn, mit großer Gerätschaft umzugehen: Hechler, Silowagen, Mähdrescher – unübersehbar, kraftvoll. Schon als Jugendlicher hatte er gerne mitgeholfen. Später besuchte er Fortbildungen bei den führenden Landmaschinen-Herstellern, um dann das Wagnis der Selbständigkeit als landwirtschaftlicher Lohnunternehmer einzugehen, gemeinsam mit einem Landwirt. Als der später wieder ausstieg, wirtschaftete er alleine weiter. Der Winter steckte voll mit Reparaturarbeiten, der Sommer ließ ihn fast ohne Schlaf. Zu viele Einsätze im Aktionsradius von 50 Kilometern, aus den milden Flussauen bis ins rauhe Bergland. Der Kapitaldienst bedrückte ihn zunehmend. Aber 30 bis 40 Euro für die Stunde Schwaden – das wurden auch für seine Kundschaft, die Landwirte, immer schwerer aufzubringende Beträge, wo sie doch ihrerseits für den Doppelzentner Weizen kaum mehr als 8 Euro erhalten und davon noch die Kosten für Saatgut, Feldbestellung, Saat, Ernte, Landmaschinen und Löhne zu tragen haben.

Wenn das Leben nur noch aus Arbeit besteht und die Hetze im Nacken sitzt, wird es einsam im vibrierenden schweren Gerät, so allein auf weiter Flur. Seine Lage und seine Einsamkeit konnte er niemandem mehr vermitteln, auch nicht seiner Freundin. Als sie mit ihm Schluss gemacht hatte, blieb wohl nur noch das Gefühl: Ich schaff's nicht mehr, habe versagt, kann mich niemandem mehr anvertrauen. Und so legte er im Frühsommer Hand an sich.

Das ist kein Einzelschicksal in der Landwirtschaft der Gegenwart. Auch deshalb brauchen wir von Erntedank herkommend dreierlei:

Erstens die (Wieder-)Begegnung mit der Urproduktion. Das kann im Hofgottesdienst geschehen oder in Initiativen wie „Lernen auf dem Bauernhof“, im Urlaub oder in der Konfirmandengruppe – bei Jung und Alt, mit Freude und Staunen, durch Lernen und Zupacken. Aus Analphabeten in Sachen Nahrung und Kulturlandschaft können so wichtige und kritische Partner für die Landwirtschaft werden.

Zweitens bedarf es der Sensiblen in unseren Gemeinden und Nachbarschaften, die so bei sich sind, dass sie wahrnehmen können, was sich bei und in anderen abspielt. Beispielhaft und stark nachgefragt leisten solche Hilfestellungen die Menschen in den bäuerlichen Familienberatungen und Sorgentelefonen.

Aber es braucht darüber hinaus drittens die Kräfte, die dem Rad in die Speichen fallen, während andere dessen Opfer verbinden. Deshalb ist es gut, dass nun erstmalig dieses so breite Bündnis aus Bauernverband, Entwicklungs-, Naturschutz- und kirchlichen Land-Organisationen vor der nächsten WTO-Verhandlungsrunde gemeinsame Forderungen erhoben hat. Erfreulich ist insbesondere, wie weit sich der Deutsche Bauernverband bewegt hat in Fragen des Exportdumpings oder der Verringerung der Protektionsniveaus zwischen EU und Entwicklungsländern, beispielsweise bei Milch- und Zuckerexporten. Diese „Gemeinsame Erklärung“ dient einer multifunktionalen Landwirtschaft in Nord und Süd. Denn Dumpingpreise und verlässliche Lebensbedingungen für die bäuerliche

BONN, IM MAI 2003

Gemeinsame Erklärung zu den WTO-Agrarverhandlungen

02 / 2003



KIRCHE im ländlichen Raum

Nichtregierungsorganisationen des Umwelt-, Entwicklungsbereiches, kirchliche Träger ländlicher Arbeit und der Deutsche Bauernverband lehnen die von der WTO vorgeschlagenen Modalitäten für einen neuen Vertrag zur Liberalisierung des Welthandels im Bereich der Landwirtschaft ab. Der Vorschlag des Vorsitzenden des WTO-Agrarausschusses, Stuart Harbinson, ist keine solide Grundlage, um die Doha-Verhandlungsrunde bei der Ministerkonferenz vom 10.–14. September 2003 in Cancun/Mexiko erfolgreich voranzubringen.

Der vorliegende Vorschlag der WTO begünstigt einseitig die alleine am Export von landwirtschaftlichen Produkten interessierten Länder. Er zielt auf eine reine Liberalisierung des Handels ab. Die „nichthandelsbezogenen Anliegen“ der Landwirtschaft im Norden und Süden sind nur unzureichend berücksichtigt, d.h. insbesondere die Aspekte der Nachhaltigkeit und Ernährungssicherheit werden vernachlässigt und die vielfältigen gesellschaftlichen Anforderungen an die Landwirtschaft, die unter dem Begriff der Multifunktionalität zusammengefasst sind, nicht annähernd berücksichtigt. Die unterschiedlichen Belastungen und Schutzniveaus zwischen Industrie- und Entwicklungsländern werden nicht zum Ausgleich gebracht.

Die WTO hat eine wichtige Gelegenheit verpasst, um zu einem ausgewogenen Vorschlag für die Agrarverhandlungen zu kommen. Die Organisationen bedauern das, weil sie von der Notwendigkeit einer globalen Regelung der Weltagrarbeziehungen überzeugt sind und weltweit verbindliche Regeln für notwendig halten.

Die bisherigen Verhandlungen im Ausschuss für Landwirtschaft der WTO sind zu eng angelegt, um die Probleme der Landwirtschaft zu lösen:

1. Sie klammern Fragen nach den sozialen, ökologischen Auswirkungen der Agrarpolitik und des

internationalen Handels aus (und entsprechen damit nicht dem Art. 20 des Marrakesch-Abkommens), ebenso die Armuts- und Hungerbekämpfung, die Ernährungssicherheit, die ländliche Entwicklung und die Grundsätze einer „guten Regierung“.

2. Die Verhandlungen werden von der Zielsetzung der Liberalisierung dominiert. Dies läuft einer besseren Kohärenz mit dem Recht auf Nahrung, der Entwicklung neuer Umweltabkommen und den Zielen zur Armutshalberung sowie den Programmen zur Stärkung der Ernährungssicherheit zuwider.
3. Es sind keine Querverbindungen zu den anderen WTO-Verträgen gegeben, die von Bedeutung für die Landwirtschaft sind, wie Herkunftsbezeichnungen, sanitäre und phytosanitäre Maßnahmen (TBT, Trips, GATS).

Die Organisationen warnen davor, den Agrarbereich gegen andere WTO-Bereiche auszuspielen. Die Agrarverhandlungen dürfen keinesfalls den anderen Verhandlungsbereichen vorauseilen und als Einzelpunkte vor dem Ende der gesamten Doha-Runde abgeschlossen werden („single undertaking“). Angesichts des bisherigen Scheiterns der WTO-Verhandlungen in anderen Bereichen halten es die Organisationen für konsequent, dass der Zeitrahmen für die Einigung auf die Agrarmodalitäten (31. März 2003) nicht eingehalten werden konnte.

Die Organisationen fordern:

1. Die Verhandlungsführer der EU müssen sich unbeeirrt für die Multifunktionalität der Landwirtschaft zur Wahrung der Nachhaltigkeit einsetzen. Dabei

muss auch die finanzielle Entgeltung der Leistungen einer multifunktionalen Landwirtschaft mit Anreizkomponenten möglich bleiben.

2. Die von vielen Entwicklungsländern geforderten Ziele sollten unterstützt werden, im Rahmen einer „Development Box“ ein vorrangiges Recht zu erhalten, ihre Landwirtschaft im Rahmen des Grundnahrungsmittelbedarfs zu schützen und von Liberalisierungsschritten auszunehmen.
3. Marktordnungen mit Mengenbegrenzungen und Erzeugerpreisen oberhalb des Weltmarktniveaus müssen weiterhin akzeptiert werden, sofern sie sich in Richtung Binnenmarkt orientieren und den Weltmarkt entlasten. Die EU sollte die Glaubwürdigkeit von bestimmten Ausgleichszahlungen in der „Blauen Box“ nicht durch Quotenaufstockungen schwächen. Für bestimmte Entwicklungsländer sind zollfreie Marktzugänge vorzusehen.
4. Alle Formen der Exportförderung müssen gleichwertig Gegenstand der Verhandlungen sein. Nur so kann man dem Ziel einer substantiellen Reduzierung sowie eines längerfristig vollständigen Abbaus näher kommen. In der Übergangszeit müssen Entwicklungsländer in die Lage versetzt werden, ihre Agrarmärkte gegen subventionierte

Exporte Anderer zu schützen; Schwellenländer, die potente Agrarexporteure sind, sind hiervon ausgeschlossen.

5. Die nationale Souveränität bei der Setzung von Umwelt-, Qualitäts-, Sicherheits- und Tierschutzstandards muss erhalten werden, bei gleichzeitiger Stärkung der Verfahren und Instrumente, um handelspolitischen Missbrauch und Diskriminierung auszuschließen. Den Entwicklungsländern muss eine schrittweise Anpassung an die höheren Standards der Industrieländer ermöglicht werden.
6. Die Organisationen der Zivilgesellschaft sind wesentlich besser in die Entscheidungsfindungsprozesse der WTO und anderer multilateraler Verhandlungsplattformen einzubeziehen. <<

Deutscher Bauernverband DBV; Evangelischer Entwicklungsdienst EED; Misereor; Germanwatch; Stiftung Europäisches Naturerbe Euronatur; NABU Deutschland; Deutscher Naturschutzring (DNR); Forum Umwelt und Entwicklung/AG Landwirtschaft und Ernährung; Ausschuss für den Dienst auf dem Lande in der EKD (ADL); Beauftragter für agrarsoziale Fragen der EKD; Katholisches Landvolk (KLB)

KDL-BADEN

Gentechnik-Moratorium verlängern

In Europa gibt es im Gegensatz zu den USA, Argentinien, Kanada und China bis jetzt keine gentechnisch veränderten Pflanzen, die generell zum Anbau freigegeben und in den „Gemeinsamen Sortenkatalog“ aufgenommen sind.

Seit 1998 besteht ein de facto-Moratorium was den Anbau und die Vermarktung von gentechnisch veränderten Sorten betrifft.

Belgien, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Luxemburg und Österreich weigerten sich, Neuzulassungen zuzustimmen, bevor nicht EU-weit eine begleitende Gesetzgebung in Kraft ist. Einen besonderen Stellenwert haben Kennzeichnungs- und Rückverfolgbarkeit sregeln, die eine Trennung von Produkten aus der gentechnisch wirtschaftenden und der nicht gentechnisch wirtschaftenden Landwirtschaft ermöglichen.

Für die europäische Landwirtschaft ist das deshalb wichtig, weil die Mehrheit der europäischen Verbraucher nach wie vor nicht bereit ist, gentechnisch veränderte Nahrungsmittel zu essen (vgl. z.B. Eurobarometer 58, Dez. 2002). Sie verlangen daher, wenn schon solche Nahrungsmittel zum Markt zugelassen werden, wenigstens eine Wahlmöglichkeit.

Ihre Haltung ändert sich zu Recht nicht, denn die vorgetragenen Bedenken sind bis jetzt nicht entkräftet.

Die begleitende Gesetzgebung der EU hat seit Beginn des Moratoriums Fortschritte gemacht. Seit Oktober 2002 ist eine neue Freisetzungsrichtlinie (2001/18/EG) in Kraft, die gegenüber der alten Richtlinie deutlich verbessert wurde. Ebenso ist eine neue Verordnung zur Zulassung von Nahrungs- und Futter-

mitteln (KOM 2001/425) und eine Verordnung zur Kennzeichnung und Rückverfolgbarkeit (KOM 2001/182) in Arbeit.

Die Kommission befasst sich außerdem damit, Grenzwerte für die Verunreinigung von konventionellem Saatgut mit gentechnisch veränderten Sorten festzulegen. Besonders die Grenzwerte sind nach wie vor sehr umstritten.

Bis Oktober dieses Jahres sind die Gesetzgebungsverfahren voraussichtlich abgeschlossen. Spätestens dann sieht die Europäische Kommission keine Veranlassung mehr dazu, Zulassungsanträge für gentechnisch veränderte Nutzpflanzen weiterhin auf Eis zu legen.

In Deutschland wurde für die erste Jahreshälfte ein Entwurf des neuen Gentechnik-Gesetzes angekündigt, der die EU-Vorgaben in deutsches Recht umsetzen soll. Sobald das geschehen ist, will die deutsche Regierung die Aufhebung des EU-Moratoriums unterstützen (Deutsche Welle, 4.3.03).

Während die neuen Regelungen den Interessen der Verbraucherinnen und Verbraucher wenigstens ein Stück weit entgegenkommen, sind die Belange der Landwirtschaft nur sehr ungenügend berücksichtigt. Zwei wesentliche Lücken können bis Oktober 2003 sicher nicht mehr zufriedenstellend geschlossen werden:

1. Regeln für Koexistenz

Angesichts der kritischen Haltung europäischer Verbraucherinnen und Verbraucher ist es für die europäische Landwirtschaft lebensnotwendig, dass die nicht gentechnisch wirtschaftende konventionelle und die organische Landwirtschaft weiterhin Bestand haben. Erfahrungen aus den USA und Kanada haben gezeigt, dass es ohne – Kosten verursachende – besondere Einrichtungen so gut wie unmöglich ist, Produktlinien voneinander getrennt zu halten. Zum gleichen Ergebnis kommen Studien im Auftrag der EU^{1,2}. Eine besondere Bedeutung hat Pollenflug, durch den das Erbgut gentechnisch veränderter Sorten in konventionelle Sorten auf Nachbarmfelder eingetragen wird³. Wenn die bereits verhandelten Schwellenwerte für den Anteil gentechnisch veränderten Materials im Endprodukt eingehalten werden sollen, müssen ausreichende Sicherheitsabstände – von Frucht zu Frucht unterschiedlich, für die organische Landwirtschaft breiter als für die konventionelle – festgelegt werden. Diese Sicherheitsabstände müssten bei Mais und Raps bis zu 6 Meilen, also fast 10 km, betragen. Außerdem muss eine Obergrenze der Fläche bestimmt werden, auf der gentechnisch gewirtschaftet werden darf. Eine dänische Studie kommt zum Schluss, dass bei über 10% Flächenanteil gentechnischer Landwirtschaft die bald EU-weit geltenden Schwellenwerte für Verunrei-

nigungen nicht einzuhalten sind (vgl. Presseerklärung der Europäischen Kommission, 5.3.2003). Eine Studie im Auftrag der oberösterreichischen Landesregierung erklärt gentechnische Landwirtschaft für Österreich als ungeeignet, da die Pufferzonen ausgedehnter wären als die Felder selbst (Tamás Nagy in GiD Nr. 157).

2. Regeln für Haftung

Bis jetzt ist nicht geregelt, wer für den finanziellen Schaden der Landwirte aufkommt, wenn Schwellenwerte für Verunreinigungen nicht eingehalten werden können und die Ernte deshalb unverkäuflich wird oder unter Preis verkauft werden muss. Nach Vorstellungen von EU-Kommissar Fischler soll in solchen Fällen das jeweils national geltende Zivilrecht angewandt werden, und es sollen gleichermaßen gentechnisch wirtschaftende und nicht gentechnisch wirtschaftende Landwirte Entschädigung verlangen können. Damit kämen auf unsere Landwirtschaft eine Unzahl von Nachbarschaftsstreitigkeiten zu.

Wenn ab Oktober 2003 gentechnisch wirtschaftende Landwirtschaft generell in Europa zugelassen wird, sind für die nicht gentechnisch wirtschaftende konventionelle und die organische Landwirtschaft große organisatorische und finanzielle Schwierigkeiten absehbar. Diese Schwierigkeiten sind umso größer, je kleiner räumiger die Landwirtschaft ist. Erfahrungen aus den USA und Kanada zeigen außerdem, dass Mehrerertrag und Pestizid-Einsparung bei den gentechnisch veränderten Nutzpflanzen, die für den großflächigen Anbau in Europa in Frage kommen, gegenüber konventionellen Sorten nicht überzeugen. Es ist also zu befürchten, dass die Zulassung der Gentechnik in Europa die Herstellung von Nahrungsmitteln insgesamt eher verteuert als verbilligt.

Einige europäische Regionen gehen diesen Schwierigkeiten dadurch aus dem Weg, dass sie sich für „gentechnikfrei“ erklären (Beispiele: Teile Österreichs, Italiens und Sloweniens, in Großbritannien South Gloucestershire in Cornwall, die englische Grafschaft Devon und der Distrikt South Hams). Die Schweiz hat soeben im Nationalrat ein fünfjähriges Anbau-Moratorium beschlossen.

Wir sind der Meinung, dass Europa noch nicht gerüstet ist, ein Anbaumoratorium für gentechnisch veränderte Nutzpflanzen aufzugeben. Wir fordern eine Fortführung des Moratoriums, bis ausreichende Regeln für Koexistenz und Haftung in Kraft sind. <<

Hermann Witter, Pfr., Landesbeauftragter des KDL - Baden, Karlsruhe

1 Commission of the European Communities, Working Document Rev. 2: Directorate-General for Agriculture: Economic Impacts of Genetically Modified Crops on the Agri-Food Sector. A First Review, 2001

2 Joint Research Center, European Commission (Hrsg.): A.-K. Bock et al.: Scenario for co-existence of genetically modified, conventional and organic crops in European agriculture. A synthesis report, 2002

3 Andere Möglichkeiten der Kontamination siehe: Forschungsinstitut für biologischen Landbau Berlin e.V. und Ökoinstitut e.V.: Bleibt in Deutschland bei zunehmendem Einsatz der Gentechnik in Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion die Wahlfreiheit auf GVO-unbelastete Nahrung erhalten? Studie im Auftrag des BUND, 2002

Spiegelkabinett und Hällisches Schwein führten zu Besucheransturm

Berlin. Anlässlich des 1. Ökumenischen Kirchentages wurde die Kirche nicht im Dorf gelassen, sondern das Land beteiligte sich ganz aktiv am Geschehen inmitten von Berlin: durch die ökumenische Landinitiative „Kirchen-leben vom Lande“, einem Zusammenschluss evangelischer und katholischer Landorganisationen unter dem Dach von ADL (Ausschuss für den Dienste auf dem Lande in der EKD) und KLB (Katholische Landvolkbewegung).

Tausende Kirchentagsbesucher informierten sich über die seelsorgerlichen und gesprächs-orientierten Angebote der landwirtschaftlichen Familienberatung, die Bildungsarbeit der ländlichen Heimvolkshochschulen und das Projekt „Arbeitsmarkt Land“ aus Thüringen. Ähnlich verzerrt wie die Beziehung der Deutschen zu ihrer Landwirtschaft und Ernährung ist, konnte man sich als Verbraucher in einem Spiegelkabinett mal zu groß, mal zu dick, mal zu dünn bestaunen und wurde mit knappen Tatsachen konfrontiert, wie „glückliche Hühner gibt es nicht zum Nulltarif“. Nach solcher Verbraucheraufklärung durch die Stadt-Land-Partnerschaft im Evangelischen Bauernwerk in Württemberg zeigten die Kirchentagsgäste gleich, was sie gelernt hatten: Sie griffen derart gierig zu Landbrot mit Original Leberwurst vom Schwäbisch Hällischen Landschwein, dass die Hohebucher Gruppe mit dem Schmierer der Stullen gar nicht nachkam.

Ebenso riss der Besucherstrom der Prominenz am Stand bei der ökumenischen Landinitiative nicht ab: Der Staatssekretär aus dem Bundeslandwirtschaftsministerium, Alexander Müller, und die Vorsitzende des Agrarausschusses im Bundestag, Herta Däubler-Gmelin, suchten ebenso das Fachgespräch wie der Präsident des Deutschen Bauernverbandes, Gerd Sonnleitner, und die Bundesvorsitzende des Bundes für Umwelt- und Naturschutz Deutschland (BUND), Dr. Angelika Zahndt. Aus Württemberg erhielten Landwirtschaft und ländlicher Raum den ökumenischen Segen: Beim Besuch des evangelischen Landesbischofs Dr. Gerhard Maier sowie von Bischof Gebhard Fürst von der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Der Geschäftsführer des Evangelischen Bauernwerks, Dr. Clemens Dirscherl, als ADL-Vorsitzender verantwortlich für die ökumenische Landinitiative, zeigte sich höchst zufrieden, inmitten von Berlin an Kirche und Gesellschaft die Botschaft vermittelt zu haben: „Ohne Land sähe Kirche ärmer aus und ohne Landwirtschaft gäbe es nicht unser täglich Brot.“ CD

Volkes Stimme zur Landwirtschaft erfragt

Waldenburg-Hohebuch. Viel Sympathie für die Landwirtschaft, aber wenig Wissen über sie stellten die 21 jungen Männer und eine Frau der Landbauakademie

in Kupferzell bei ihren Verbraucherbefragungen im Hohenlohekreis fest. Anlass dazu war der 14-tägige Kurs zur Unternehmensqualifizierung beim Evangelischen Bauernwerk Württemberg in der Ländlichen Heimvolkshochschule Hohebuch.

Neben dem obligatorischen Seminarprogramm hatte Dr. Clemens Dirscherl als verantwortlicher Kursleiter diesmal ein besonderes Studienprojekt gewählt: Die Begründung einer neuen landwirtschaftlichen Unternehmenskultur. Dazu bereitete der landwirtschaftliche Nachwuchs eine Verbraucherbefragung vor und strömte dann in fünf Gruppen nach Öhringen, Künzelsau und zur Autobahnraststätte Hohenlohe aus, um Volkes Stimme zu erkunden. Die gut 150 Befragten lieferten ein zweischneidiges Bild. Einerseits konnte ein hohes Maß an Grundvertrauen für die heimische Landwirtschaft, insbesondere deren Lebensmittelerzeugung festgestellt werden; über drei Viertel sahen den Agrarsektor als unverzichtbar für die Gesellschaft an; nahezu zwei Drittel äußerten auch großes Verständnis für die gegenwärtige Situation der Bäuerinnen und Bauern anlässlich der Entwicklung von Erzeugerpreisen, der steigenden Arbeitsbelastung und der unsicheren agrarpolitischen Perspektiven. Zugleich räumten über 80% einen geringen persönlichen Bezug zur Landwirtschaft ein. Die Sympathie für die Landwirtschaft hörte bei der großen Mehrheit auf, wenn die jungen Landwirte danach fragten, ob man sich wohl eine Einheirat eines Landwirts in die Familie vorstellen könnte: Fast drei Viertel hielten dies für keine gute Idee, was bei den Betroffenen verständlicherweise zu Irritationen führte. Diese wurden noch größer, als sie das Wissen der Bevölkerung zum Thema Landwirtschaft testeten, so z.B. wie groß ein Hektar oder die tägliche Milchleistung einer Kuh sei, und einige auf einen Liter tippten (tatsächlich 18-25 Liter!). Ernüchternd auch das Ergebnis, wenn es um das Agrarmarketing Baden-Württembergs geht: Rund 70% der Befragten hatten noch nie etwas vom „Herkunfts- und Qualitätszeichen Baden-Württemberg“ gehört. Ju

Homöopathie in der Rinderhaltung

Altenkirchen. Homöopathie im Stall ist im Kommen! Immer mehr Landwirte und Landwirtinnen fragen sich, ob es nicht Alternativen zum bisherigen Weg der Gesundheitsvorsorge und Krankheitsbekämpfung gibt. Dies gilt insbesondere nach den Diskussionen um BSE und Medikamentenskandale in der Landwirtschaft. Auch die landwirtschaftliche Fachpresse hat sich verstärkt mit dem Thema befasst.

Seit zwei Jahren bietet die Bundesarbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugend im ländlichen Raum (BAG ejl) in der Ev. Landjugendakademie Altenkirchen Veranstaltungen zur Homöopathie in der Rinderhaltung an. Dabei wird ein besonderer Schwerpunkt

darauf gelegt, dass es bei der Frage nach alternativen Naturheilverfahren um ein völlig anderes Verständnis von ganzheitlicher Gesundheitsbetrachtung gegenüber der herkömmlicher Tiermedizin geht.

Ein Großteil der Erkrankungen unserer Haustiere ist bei einer Beachtung einfacher Maßnahmen im Bereich der Zucht, Haltung und Fütterung vermeidbar. Diese Zusammenhänge vorbeugender Tiergesundheit stellt im Seminar Dr. med. vet. Günter Postler, ARGE Rinderzucht auf Lebensleistung (Glonn), dar. Zusätzlich kann eine Stärkung des Organismus durch Präparate erfolgen, die die Abwehrkräfte verbessern und somit die Tiergesundheit fördern. Grundlagen der Naturheilverfahren und die Einführung in die klassische Homöopathie runden das Verständnis für eine ganzheitliche Tiergesundheit ab.

Aufbauend auf diesen Grundlagen der vorbeugenden Tiergesundheit und der klassischen Homöopathie erfolgt der Einstieg in die eigene Herstellung von homöopathischen Arzneimitteln (z.B. Nosoden) und die Anwendung von Konstitutionsmitteln. Die eigene Beobachtungsgabe und Wahrnehmung werden für verschiedene Konstitutionstypen geschult. Zu den speziellen Fragen der Homöopathie trägt die Tierheilerin Rosemarie Krezdorn, Melay, bei.

Diese vielbesuchten Kurse, mittlerweile an verschiedenen Seminarorten im Bundesgebiet, motivieren, homöopathische Behandlungsmethoden auszuprobieren und die Tiergesundheit im eigenen Stall mit neuem Blick zu sehen. *Rö*

Präses und Bischof diskutierten Probleme des ländlichen Raums

Berlin. Auf dem Erlebnisbauernhof auf der Grünen Woche in Berlin äußerten sich Vertreter aus Kirche, Landwirtschaft und Politik zum Spannungsfeld Bebauen und Bewahren der Schöpfung. Anlässlich des ökumenischen Landkirchentages wies der künftige Präses der rheinischen Landeskirche, Nikolaus Schneider, darauf hin, dass bereits im 5. Buch Mose vom Segen und Fluch des menschlichen Umgangs mit dem Garten Eden die Rede sei: 42 Verse über die Gefährdung der Schöpfung stünden 14 Versen zum friedlichen Umgang mit ihr gegenüber. Die Zukunft der Landwirtschaft sei daher auch eine soziale Frage, wie die Gesellschaft es den Bäuerinnen und Bauern als praktischen Schöpfungsbebauern ermögliche, ihrem Auftrag gerecht zu werden.

Die biblische Überlieferung des göttlichen Schöpfungsauftrages, die Erde zu bebauen und zu bewahren, muss auch im historischen Kontext der damaligen Zeit im Kampf ums menschliche Überleben gegenüber Hunger, Naturgewalten und Krankheiten gesehen werden. Darauf wies der Bischof des Bistums Trier Dr. Reinhard Marx hin.

Dass die Landwirtschaft schon seit je her die Erde nicht als Eigentum sondern in Generationenverantwortung betrachte, betonte der Präsident des deutschen Bauernverbandes, Gerd Sonnleitner. Daher sollten

auch die Verbesserungen, z.B. beim Artenschutz oder bei Nitratüberschüssen, von der Landwirtschaft in den letzten Jahren erzielt, mehr gesellschaftliche Anerkennung finden, anstatt immer nur die Landwirte als Umweltschänder zu diffamieren. Dem widersprach der Präsident des Bundesumweltamtes in Berlin, Prof. Dr. Andreas Troge, indem er einen erheblichen Handlungsbedarf bei der Landwirtschaft in Sachen Reduzierung der Umweltbelastungen diagnostizierte. Gleichwohl bekannte er sich zu einem „qualifizierten aufgeklärten Anthropozentrismus“, der den Menschen in den Vordergrund der Schöpfungsgestaltung stellt. Zugleich sprach er sich für eine stärkere staatliche Förderung des ökologischen Landbaus aus.

Einig waren sich alle Podiumsteilnehmer in der Unterstützung der Initiative von Bundeslandwirtschaftsministerin Künast, der Dumpingspirale im Lebensmitteleinzelhandel Einhalt zu gebieten. Solche Verbraucherverantwortung sei Teil der „menschlichen Würde als Mitschöpfer in Gottes Schöpfung“, wie Schneider abschließend formulierte. *Marcus Harke*

Schweizer Katholiken zu Gast im evangelischen ländlichen Rheinland

Altenkirchen. Die historische Genese der Evangelischen Kirche im Rheinland sowie gegenwärtige Probleme von evangelischen Landgemeinden standen im Mittelpunkt einer fünftägigen Studienfahrt, die 20 Priester, Priesteramtskandidaten sowie zukünftige Pastoralreferentinnen aus der Zentralschweiz im März an die Ev. Landjugendakademie Altenkirchen, Fachbereich Landvolkshochschule, führte.

Geleitet wurde die Gruppe vom Rektor der Universität Luzern, Prof. Dr. Markus Ries, sowie dem Lehrstuhlvertreter für Kirchengeschichte an der Kath.-Theologischen Fakultät in Luzern, PD Dr. Andreas Mühling. Mühling arbeitet zugleich als Rheinischer Pastor im Fachbereich Landvolkshochschule in Altenkirchen.

In zahlreichen Begegnungen „vor Ort“ lernten die Eidgenossen die Geschichte und Lebenswirklichkeit ländlicher Gemeinden in der Ev. Kirche im Rheinland kennen. Unter anderen wurden Gespräche mit dem Leiter der Abteilung „Ökumene-Mission-Religionen“, Oberkirchenrat Wilfried Neusel, Düsseldorf, mit Landpfarrern und Vertretern ländlicher Kirchenkreise sowie mit dem Vorsitzenden des Rheinischen ADL, Pfr. Markus Harke, Hundsbach, geführt.

Die Planungen für den Gegenbesuch in die Zentralschweiz im März 2004 laufen bereits. *A. Mühling*

Deutsche Betriebsinhaber am jüngsten

Bonn. Im EU-Vergleich hat Deutschland zusammen mit Österreich nach Angaben des Rheinischen Landwirtschafts-Verbandes (RLV) die jüngsten landwirtschaftlichen Betriebsleiter. Deutschland weist zusammen mit Österreich den geringsten Anteil von landwirtschaftlichen Betriebsinhabern im Alter von 55 Jahren und darüber auf. Einer kürzlich veröffentlichten

Studie von Eurostat (Statistisches Amt der Europäischen Gemeinschaft in Luxemburg) zufolge, betrug ihr Anteil im Jahr 2000 in Deutschland 28 % und in Österreich 29 %. In Deutschland und Österreich war auch der Anteil der Betriebsinhaber von unter 35 Jahren mit jeweils 16 % am höchsten. Das meldet der Rheinische Landwirtschafts-Verband (RLV).

Den größten Anteil von Betriebsinhabern im Alter von über 55 Jahren gab es im Jahr 2000 in Portugal (65 %), Italien (62 %), Griechenland (56 %) und Spanien (53 %) - alles Länder, in denen der Anteil an Dauerkulturen wie zum Beispiel Wein vergleichsweise hoch ist. Insgesamt waren im Jahr 2000 etwas mehr als 50 % der Betriebsinhaber in der EU über 55 Jahre alt. Knapp ein Drittel der Betriebsinhaber war mindestens 65 Jahre alt. EU-weit waren nur 8 % der Betriebsinhaber jünger als 35 Jahre.

Die Betriebsinhaber im Alter von 35 bis 44 Jahren verfügten im Jahr 2000 im Durchschnitt in der EU - gemessen an der landwirtschaftlichen Nutzfläche - über die größten landwirtschaftlichen Betriebe. Je älter die Betriebsinhaber, desto geringer war die Fläche der Betriebe. Ein Betriebsinhaber im Alter von mehr als 55 Jahren verfügte im Schnitt nur über die Hälfte der Hektarzahl, die einem Betriebsinhaber unter 45 Jahren zur Verfügung stand.

Im Zeitvergleich hat sich die Altersstruktur in Deutschland innerhalb der Landwirtschaft verbessert. Waren 1991 noch 62 % aller Betriebsinhaber 45 Jahre und älter, so ist dieser Anteil zehn Jahre später auf 55 % zurückgegangen. Der Strukturwandel setzt sich allerdings mit einer jährlichen Abnahmerate der Betriebe von rund 3 % nahezu ungebremst fort. LCN

Jahrzehntelang Land im Blick –

Hans-Joachim Roos jetzt im Ruhestand Gnadenthal/Hessen. Mit Gottesdienst und Empfang wurde der langjährige Leiter des Dienstes auf dem Lande in der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, der Agrarwissenschaftler Dr. Hans-Joachim Roos, im landwirtschaftlichen Ambiente des ehemaligen Klosters Gnadenthal in den Ruhestand verabschiedet. Dr. Klaus-Volker Schütz, Propst von Rheinhessen, die Leiterin des Zentrums für Gesellschaftliche Verantwortung, Pfarrerin Gundel Neveling, und Pfarrer Rudi Job als agrarsozialer Beauftragter des Rates der EKD gestalteten den Abschiedsgottesdienst.

Der gebürtige hessische Pfarrerssohn Roos begann seinen Dienst in der Kirche zunächst in Kurhessen-Waldeck, bevor er für etliche Jahre als Dozent und Schriftleiter der zwei Zeitschriften „Kirche im ländlichen Raum“ und „evangelischer Informationsdienst für jugend- und erwachsenenbildung auf dem lande“ an die Evangelische Landjugendakademie Altenkirchen wechselte. Die letzte berufliche Wegstrecke lag dann in Hessen und Nassau. ju

Landwirt ohne Hof? – Neueinstieg in die Landwirtschaft

Altenkirchen. Es ist ermutigend, wenn sich Menschen für bäuerliche Berufe entscheiden. Dass das auch Menschen tun, die nicht von einem Hof kommen, für die es keinen elterlichen Betrieb gibt, den sie übernehmen können, ist eine erfreuliche Entwicklung, der bisher vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit zuteil wurde. Diese Einschätzung gab Staatssekretär Dr. Thomas Griese vom Ministerium für Umwelt und Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz des Landes Nordrhein-Westfalen in der Evangelischen Landjugendakademie Altenkirchen anlässlich der gut besuchten Veranstaltung „Landwirt ohne Hof? – Rahmenbedingungen für einen Neueinstieg in die Landwirtschaft“.

Mit dieser Tagung wurden wesentliche Aspekte rund um das Thema „Landwirt ohne Hof“ aufgegriffen: Die politischen Rahmenbedingungen, organisatorische, finanzielle und rechtliche Fragen kamen ebenso zur Sprache wie die Erfahrungen von Menschen, die diesen Weg gegangen sind oder gehen wollen.

Staatssekretär Griese sah keinen Anlass, aufgrund der heutigen Hofnachfolgesituation dramatische Konsequenzen für den Strukturwandel der nächsten Jahre zu befürchten.

Denn ob es für einen Betrieb einen familiären Hofnachfolger gibt oder nicht, sage nichts über die Existenzfähigkeit dieses Betriebes aus. ju

» I M P R E S S U M

Herausgegeben im Auftrag des Ausschusses für den Dienst auf dem Lande in der Evangelischen Kirche in Deutschland (ADL) vom

Redaktionskreis:

Anemone Bekemeier, Storkow; Clemens Dirschel, Hohebuch; Willi Heidtmann, Bielefeld; Werner-Christian Jung, Altenkirchen (Redakteur); Ute Rönnebeck, Altenkirchen; Dieter Sonntag, Altenkirchen (Geschäftsführung)

Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie
Dieperzbergweg 13–17, 57610 Altenkirchen/Ww.
Telefon 02681/9516-0, Telefax 02681/70206; E-Mail: kilr@lja.de

Satz: www.bauwerk-design.de

Druck: Mühlsteyn-Druck, Weiselstein 2, 57580 Elben
Die Zeitschrift »Kirche im ländlichen Raum« erscheint vierteljährlich.

Jahresabonnement:

Inland: € 15,00 inkl. MwSt. und Porto; Ausland: € 18,00 inkl. MwSt. und Porto; für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 10,00; Einzelheft: € 3,75 zzgl. Porto

Bestellungen an den Verlag. Probeexemplare können auf Wunsch zugeschickt werden. Kündigungen sind sechs Wochen vor Jahresende schriftlich mitzuteilen. Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen, Rezensionsexemplare werden an die Redaktion erbeten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Nachdruck ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.